Das Reghuhn, dessen Naturgeschic... Jagd und Hege

C. E. Thüngen (Freiherr von.)


Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868

Das Rebhuhn.





Das Rebhuhn,

dessen

Naturgeschichte, Jagd und Hege.

Ein monographischer Beitrag zur Jagd- und Naturkunde

von

C. E. Freiherrn von Thüngen,
Inhaber der Herzogl. Sachsen-Coburg-Gotha'schen Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft
und der Großherzogl. Mecklenburg'schen Medaille für Wissenschaft und Künste,
beide am Bande.

Weimar, 1876.
Bernhard Friedrich Voigt.

Heut' will ich suchen, Morgen geht's ans Treiben
Und Uebermorgen winkt der Vogelherd;
O könnt' es Herbst im ganzen Jahre bleiben!
Dann hätt' ich Alles, was mein Herz begehrt.

(Diezel, Niederjagd.)

Vorrede.

Das Reich Dianens zählt viele Wildgattungen, doch sind nicht alle Jagdbesitzer so glücklich, jede dieser Wildgattungen auf ihren Revieren zu besitzen. Abgesehen vom Hasen ist das Rebhuhn dasjenige Wild, welches wohl jeder Jagdbesitzer auf seinem Reviere hat und welches demselben bei zweckmäßiger Bewirthschaftung seines Reviers nicht nur viel Nutzen, sondern auch viel Vergnügen gewährt, ohne ihn irgend einer Verantwortlichkeit auszusetzen, denn das Rebhuhn ist ein für Land- und Forstwirthschaft total unschädliches Wild und selbst jene exaltirten Landwirthe, denen fast jede Wildpretsfährte Grund zu einer Entschädigungsklage giebt, werden wohl kaum eine Beschwerde gegen die Rebhühner erheben können. Das Rebhuhn ist der vorzüglichste Repräsentant des zur Niederjagd gehörigen Federwilds. Es ist von allen Wildarten die für Wohlthaten dankbarste, dessen ungeachtet wird von vielen Jagdbesitzern, namentlich von den Jagdpächtern der Neuzeit, mehr oder weniger alles das unterlassen, was zu einer echt waidmännischen Hege und Pflege dieses Wildes gehört. Denn, wenn auch dasselbe vermöge der ihm eigenen kohärenten Natur unglaubliche Strapazen und Mißhandlungen zu ertragen vermag, so treten doch öfters Verhältnisse ein, wo menschliche Unterstützung und Hülfe unbedingt nothwendig sind, wenn nicht anders der Bestand gefährdet werden soll.

In Erwägung dieser Umstände und namentlich des Umstandes, daß das Rebhuhn für alle Jagdbesitzer von Interesse ist — denn wie lang-

weilig sind jene Feldjagden, in denen das Rebhuhn wenig angetroffen wird — und letztere deshalb Alles aufbieten sollen, diese harmlose und so nützliche Wildart, deren Jagd soviel Vergnügen gewährt, zu hegen und zu pflegen und zu ihrer Erhaltung und Vermehrung soviel als möglich beizutragen — sind wir an die Abfassung der vorliegenden Monographie gegangen, indem in größern, alle Wildgattungen umfassenden Jagdwerken eine einzelne Wildart nicht mit der Weitläufigkeit und Genauigkeit behandelt wird und werden kann, wie dies für ein so allgemeines Interesse bietendes Wild wie das Rebhuhn wünschenswerth ist.

Nachdem wir im ersten Abschnitt den Jagdfreund mit den beim Rebhuhne und dessen Jagd vorkommenden waidmännischen Ausdrücken bekannt gemacht haben, sind wir im zweiten zur Darstellung der Naturgeschichte übergegangen, indem für jeden wahren Jäger eine genaue Kenntniß der Naturgeschichte desjenigen Wildes, welches er hegen und jagen will, unbedingt nothwendig ist.

In diesem Abschnitte wurden namentlich einige Kontroversen, z. B. über die sogenannten Zug- oder Wanderhühner, über das Mißverhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte einer genauen Besprechung unterzogen.

Im dritten Abschnitte haben wir eine genaue ausführliche Darstellung der verschiedenen regelrechten Jagd- und Fangmethoden gegeben. Von dem Grundsatze ausgehend: „Kein Heger, kein Jäger“ und daß jede gute Jagd eine echt waidmännische Hege voraussetzt, haben wir im vierten Abschnitte die waidmännische Hege und Pflege eines Rebhühnerstandes behandelt. Dabei kamen drei Fragen in Betracht: erstens, welche Gründe die Verminderung eines Rebhühnerstandes bewirken; zweitens, welche Mittel darauf hin angewendet werden müssen, um einen herabgekommenen Rebhühnerstand zu verbessern und wie überhaupt eine Rebhühnerwildbahn

behandelt werden muß, um den vorhandenen Stand gleichmäßig gut zu erhalten; und drittens, auf welche Weise eine sonst schickliche Gegend, wo gar keine Rebhühner vorhanden sind, künstlich mit diesem Wilde besetzt wird. Im fünften Abschnitt wurde die Verwendung des Rebhuhns in der Küche behandelt.

Bei der Abfassung vorliegender Monographie haben wir außer den eigenen Erfahrungen und denjenigen, welche uns von befreundeten tüchtigen Waidmännern mitgetheilt wurden, die uns zu Gebote stehende Literatur benützt, nämlich: Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft; Brehm, Illustrirtes Thierleben; Diezel, Niederjagd; Döbel, Jägerpraktika; Göbde, die Jagd und ihr Betrieb in Deutschland; Jester, die kleine Jagd; v. Kobell, Wildanger; Oswald, der Vorstehhund; v. Thüngen, die Niederwildbahn; v. Thüngen, der Jagdhund; v. Train, Waidmannspraktika; Winkell, Handbuch für Jäger, bearbeitet von v. Tschudi; Ziegler, Federwildjagd. Auch haben wir nicht unterlassen, die vorhandenen Jagdzeitschriften sorgfältig zu studiren.

So glauben wir denn Alles gethan zu haben, um dem Werkchen alles Wesentliche einzuverleiben! Möge das besprochene Thema dasjenige Interesse finden, welches wir bei der Bearbeitung demselben zugewendet haben! Möge das Werkchen zum regelrechten Jagdbetriebe, sowie zur echt waidmännischen Hege und Pflege und Verbesserung des Rebhühnerstandes das Seinige beitragen — von den Jägern und Jagdfreunden freundlich aufgenommen, vom Kritiker aber nachsichtig beurtheilt werden!

Waidmanns Heil!

Freiherr v. Thüngen.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die Hühnerjagd.

Der Jäger folgt dem Schnitter nach,
Streift lustig durch die Flur,
Ihn freut der herbstlich helle Tag,
Das Weilen der Natur.

Rasch über Stoppeln schwingen sich
Die letzten Schwalben hin,
Ihm ist, so frisch, so jugendlich,
Nichts trübt den heitern Sinn.

In seinen vollen Adern schlägt
Der Lebensmuth so warm,
Den alten Weibersommer fegt
Er lächelnd sich vom Arm.

Achill zieht im Kartoffelfeld
Hier rechts die Hühner an,
Und links die Hafergarbe hält
Gebannt den Jägersmann.

D'rauf hatte bei der Mittagsgluth,
Die Aermchen unterm Haupt,
Im Schlaf ein frisches, junges Blut
Sich ungestört geglaubt.

Hätt' sie gedacht, es käm' Besuch,
Wär's Mieder nicht so los,
Ein Spiel der Lüfte nicht das Tuch,
Das rechte Knie nicht bloß.

Achill macht nicht die Sache schlecht
Steht mauerfest den Fund,
Allein der Jäger sieht nicht recht
Auf seinen firmen Hund.

Er sieht vielmehr auf's hübsche Kind
Wie reizend es da liegt,
Zwei Köcher hier im Streite sind,
Wer weiß so, welcher siegt.

Da geht die Kette schnurrend auf
Der Zwilling folgt: Paf! Paf!
Mit Schrecken weckt der Doppellauf
Das Mädchen aus dem Schlaf.

Zwei Hühner apportirt Achill,
Und Gretchen macht sich fort;
— Es weiß der Mensch nicht was er will —
Der Jäger sagt kein Wort.

(Wiener Jagdzeitung.)

I.

Waidmannssprache.

A.

Abfedern heißt: ein gefangenes oder verwundetes (angeschossenes) Rebhuhn tödten, indem man ihm eine seiner Schwungfedern beim Genicke in den Kopf sticht.

Aesen sagt man vom Rebhuhn, wenn es Nahrung zu sich nimmt.

Anschilden. Wenn der Jäger das auf Leinwand gemalte und eingerahmte Bild einer Kuh oder eines grasenden Pferdes, das ihn ganz verbirgt, vor sich herträgt und damit langsam gegen eine Kette Rebhühner vorrückt, um sie nach dem bereits fängisch gestellten Treibzeug hin vor sich herlaufen zu machen.

Anziehen sagt man vom Hühnerhunde, wenn er die Witterung von Rebhühnern in die Nase bekommen hat und nun derselben oder dem Geläufe äußerst behutsam und vorsichtig folgt und seine Richtung darauf hin nimmt.

Aufjagen, aufstoßen: die Rebhühner zum Auffliegen veranlassen.

Aufstehen sagt man von den Rebhühnern, wenn sie auffliegen. Aufstieben, wenn sie rasch auffliegen und höher steigen.

Ausbringen. „Die Henne brachte so und soviel Junge aus“ heißt: so und soviel Junge sind aus den Eiern gekommen.

Ausfallen. „Die Jungen sind bereits ausgefallen“ heißt: die Jungen sind bereits aus den Eiern geschlüpft.

Aushalten, halten. Die Rebhühner halten gut oder schlecht, je nachdem sie den Jäger oder Hund nahe herankommen lassen oder nicht, bevor sie auffliegen.

Aussetzen heißt: junge Rebhühner oder im Herbste eingefangene und überwinterte Rebhühner in einem Reviere zur Ansiedelung frei lassen.

Ausstreichen lassen die Rebhühner heißt: sie nicht zu übereilt beschießen, sondern sie soweit fortfliegen lassen, daß der Schrotschuß sich mehr ausbreiten kann.

Ausziehen ein Rebhuhn heißt: die Eingeweide mittelst eines kleinen hölzernen Häkchens aus seinem Leibe nehmen.

B.

Baden sich sagt man von den Rebhühnern, wenn sie in feinem Sande oder in staubigem Erdboden hin und her rutschen.

Beflogen sind die jungen Rebhühner, wenn sie sich bereits in die Luft erheben können.

Beschossen nennt man ein Volk Rebhühner, wenn schon mehrere Stücke davon erlegt sind.

C.

Compagnie wird an einigen Orten eine Familie Rebhühner, die Alten mit den Jungen zusammen, genannt.

Corporal nennen Einige, welche eine Familie Rebhühner Compagnie nennen, den alten Hahn.

D.

Deckgarn nennt man das Garn, welches über das auf der Erde sitzende Federwild gezogen wird, um es zu fangen. Der eigentliche Name des Deckgarns für Rebhühner ist Tyraß.

Drücken sich sagt man von den Rebhühnern, wenn sie sich auf der Erde möglichst platt niederstrecken, um sich vor Menschen, Hunden oder Raubthieren zu verbergen.

E.

Einfallen. Wenn Rebhühner in einem Walde oder auf einem Felde sich niederlassen, so sagt man: „sie fallen ein“.

Einspringen nennt man es, wenn der Hühnerhund die Rebhühner, vor denen er gestanden hat, herausjagt.

F.

Fallen auf die Weide oder auf das Geäse sagt man von den Rebhühnern, wenn sie an irgend einem Orte einfallen, um Nahrung zu suchen.

Fallen zu Paaren. Wenn im Frühjahr ein Hahn mit einer Henne sich vereinigt und beide, von den übrigen getrennt, isolirt zu leben anfangen, so heißt das: „die Hühner fallen zu Paaren“.

Fest liegen sagt man von den Rebhühnern, wenn sie den Jäger und den Hund ganz nahe an sich herankommen lassen, bis sie aufstehen.

Fluchtbar ist gleichbedeutend mit beflogen.

Flügeln heißt: einen Flügel abschießen.

Flügellahm, geflügelt beim Rebhuhn, wenn ihm ein Flügel entzwei geschossen worden ist.

G.

Geäse heißt die Nahrung der Rebhühner.

Gebreche nennt man die Excremente, welche man gewöhnlich an dem Orte, wo Rebhühner gelegen sind (im „Lager“), findet.

Gehecke nennt man die Gesammtzahl der in einem Neste ausgebrüteten jungen Rebhühner. Erstes, zweites Geheck heißt die erste, zweite Brut in einem Jahre.

Geläufe nennt man es, wo Rebhühner gelaufen sind.

Gelege heißt die Summe der Eier in einem Neste.

Gelthenne, gelte wird eine wegen Krankheit, Alter oder Mangel an Hähnen unbefruchtet gebliebene Henne genannt.

Gescheide nennt man die Eingeweide der Rebhühner.

Geschildet nennt man die Rebhühner, wenn die Hähne schon den braunen Fleck auf der Brust haben, den man „Schild“ nennt.

Gesprengt ist das „Volk“ Rebhühner, welches an einem und demselben Tage öfters beschossen, in einzelnen Gliedern dort und da einfällt. Stehen sämmtliche Glieder eines Volks einzeln oder zugleich auf, fallen aber nicht an einer Stelle, sondern vereinzelt wieder ein, so sagt man: das Volk hat sich gesprengt.

Gestüber nennt man auch die Excremente der Rebhühner.

H.

Hecken nennt man bei den Rebhühnern das Eierlegen, Brüten und Erziehen der Jungen. Die Zeit des Heckens heißt die Heckzeit.

Holzböcke nennt man diejenigen Rebhühner, welche, wenn sie auf dem Felde aufgejagt werden, gleich in ein in der Nähe befindliches Gehölze fallen und dort nicht mehr herauszubringen sind.

Hudern, sich im Sande baden; ferner sagt man es von der Rebhenne, wenn sie die Jungen unter die Flügel nimmt.

K.

Kämpfen sagt man, wenn die Hähne in der Paarzeit um den Besitz der Henne miteinander streiten.

Kessel nennt man die Vertiefung, worin die Rebhühner namentlich im Winter bei Schnee dicht gedrängt beisammen liegen.

Kette, Kitte nennt man eine Familie Rebhühner, die Alten mit den Jungen zusammen. Richtiger sagt man „Volk" und gebraucht den Ausdruck „Kette" von den Waldhühnern, den Ausdruck „Kitte" in vielen Gegenden nur von den wilden Enten und wilden Gänsen.

Klagen heißt das aus Angst oder Schmerz entstandene Geschrei.

Krank sagt man, wenn ein Rebhuhn verwundet ist.

L.

Lager ist die Benennung einer kleinen, durch gemeinschaftliche Anstrengung ausgekratzten Vertiefung, in welcher ein Volk Rebhühner längere oder kürzere Zeit, gleichsam auf einen Haufen zusammengedrängt, sich aufhält.

Laufen. Auf der Erde laufen die Rebhühner, sie gehen nicht. Man sagt: „die Hühner laufen vor dem Hunde", wenn sie vor demselben nicht liegen bleiben, sondern fort und oft längere Zeit hin- und herlaufen, bevor sie aufstehen.

Liegen. Wenn Rebhühner irgendwo einzeln oder volkweise beisammen sitzen, so sagt man: sie liegen da.

M.

Mauser oder Rauhe nennt man die Erneuerung des Federkleides in der Mauserzeit.

N.

Nisten sagt man von der Henne, wenn sie das Nest bereitet.

P.

Paarzeit heißt die Zeit, in welcher die Rebhühner sich begatten.

Paaren sich sagt man von den Rebhühnern, wenn sie sich begatten, d. h. wenn im Frühjahr ein Hahn sich mit einer Henne vereinigt.

R.

Ruf wird der Locklaut der Rebhühner genannt; er ist das Wiedervereinigungszeichen für das gesprengte oder auseinander gelaufene Volk.

Rufen sagt man, wenn Rebhühner sich zusammen locken.

S.

Schild nennt man den braunen Fleck auf der Brust des ausgewachsenen Rebhuhns, welcher beim Hahne stärker und dunkler als bei der Henne ist. Schild nennt man ferner die auf Leinwand gemalte Kuh, deren man sich bedient, wenn Rebhühner im Treibzeuge gefangen werden.

Schildern sagt man, wenn die jungen Rebhühner im vierten Monat ihres Alters den oben erwähnten braunen Fleck bekommen, wodurch Hahn und Henne von einander zu unterscheiden sind.

Schränken sich sagt man von einem streichenden Volk Rebhühner, wenn sie von der bisher eingehaltenen Richtung plötzlich rechts oder links abweichen.

Schnippen nennt man das schnelle Auf- und Niederbewegen des Sturzes beim Rebhuhn.

Sprengen sagt man, wenn man ein Volk Rebhühner durch öfteres Aufjagen und Beschießen dahin bringt, daß sie in einzelnen Gliedern auseinanderfallen.

Ständer heißen die Füße des Rebhuhns.

Stark soviel als groß, gewichtvoll.

Stauben sich. Wenn Rebhühner sich im trocknen, lockern Feld oder im Sande, nach der gemeinen Sprache, baden, so sagt der Jäger: sie stauben sich.

Stecken sich soviel als sich verbergen.

Steiß, Sturz oder Stoß wird der Schwanz bei den Rebhühnern genannt.

Streichen sagt man von den Rebhühnern, wenn sie über der Erde hin fortfliegen; wenn sie höher steigen sagt man: sie stieben.

Steigen sagt man, wenn Rebhühner (angeschossen) ganz in die Höhe fliegen.

Stürzen nennt man es, wenn geschossene Rebhühner zu Boden fallen.

T.

Treten nennt man es, wenn der Hahn an der Henne den Akt der Begattung vollzieht.

Tritte nennt man auch die Beine der Rebhühner.

V.

Verhören sagt man, wenn der Jäger die Rebhühner bestätigt, wo sie liegen, indem er vor Tagesanbruch in die Gegend geht, wo er ein Volk weiß, auf ihr Rufen achtet und sich genau den Platz merkt, wo das Volk zum dritten Male eingefallen ist.

Verstreichen sich. Wenn Rebhühner die Gegend verlassen, wo sie geboren sind, so sagt man: sie haben sich verstrichen.

Volk wird ein Rebhühnerpaar mit seinen Jungen genannt.

W.

Weide heißt so viel als Nahrung, ferner bezeichnet es auch den Ort, wo die Nahrung aufgenommen wird.

Auf die Weide gehen sagt man von den Rebhühnern, wenn sie nach Nahrung gehen.

Waidloch heißt die Oeffnung, durch welche das Wild die Exkremente von sich giebt.

Waidwund sagt man, wenn ein Wild durch den Wanst oder durch das kleine Gescheide geschossen ist.

Z.

Ziehen sagt man von den Rebhühnern, wenn sie tief über der Erde hin fliegen.

Zeichenmachen, zeichnen nennt man das Benehmen des Wildes nach dem Schusse.

Zughühner nennt man eine unruhige, hin- und herstreifende oder auch eine zugewanderte Kette Hühner. Man unterscheidet bei den Rebhühnern besondere Zug- oder Wanderhühner.

Zusammenrücken heißt: auf den Schuß plötzlich zusammenfahren.

Zusammenstehen sagt man, wenn zwei bis drei, meistens schon stark beschossene Völker Rebhühner sich vereinigen, um so lange beisammen zu bleiben, bis sie zu Paaren fallen.

II.

Naturgeschichte des Rebhuhns.

1. Klassifikation und Verbreitung.

Das Rebhuhn, auch Feldhuhn, Rufhuhn, Wildhuhn genannt (Perdrix cinerea L. — la perdrix — le perdreau, das junge vor dem Schildern — the partridge) gehört zur Ordnung der hühnerartigen Vögel (Gallinaceae), zur Familie der Feldhühner (Perdicidae).

Ueber den Namen dieses Vogels, ob man nämlich Rebhuhn oder Repphuhn sagen und schreiben müsse, sind die Ansichten verschieden. Gloger zieht letzteres als von Repp, einem schnarrenden Naturlaut, herrührend vor, und weil es in den skandinavischen Sprachen Rapphön heiße. Er weist auch nach, daß Hahn, Huhn und Henne im Allgemeinen die altgermanischen und noch in Skandinavien gangbaren Fürwörter der dritten Person seien, nämlich han ist er, hun ist sie und henne ist sie im Akkusativ. Unser Haushahn dagegen heißt skandinavisch tuppe und die Henne oder das Huhn höna. Im Böhmischen heißt dagegen das Rebhuhn Riab oder Räb, man sollte also Räbhuhn schreiben. Da diese Hühner sich auch gerne in Weinbergen aufhalten, so hat auch Rebhuhn seine Begründung und althochdeutsch heißt es Rebahuon. Da wir auch in den ältern Schriften nur sehr selten Repphuhn gefunden haben, so schreiben wir Rebhuhn.

Das Rebhuhn gedeiht nur unter gemäßigten Himmelsstrichen, verträgt aber immer noch eher einen höhern Grad von Hitze als von Kälte. Mitteleuropa und ein Theil von Mittelasien können als sein eigentliches Vaterland angesehen werden, denn im Süden findet es sich nur hier und da und im Norden hat man es erst eingebürgert. Es bewohnt Deutschland, Dänemark, Großbritannien, Holland, Belgien und Nordfrankreich, ganz Ungarn,

die Türkei, einen Theil von Griechenland, Norditalien und ebenso Asturien, Leon, Hochkatalonien und einige Gegenden von Aragonien, ist häufig in Mittel- und Südrußland, in der Krim und Kleinasien und wird in Taurien durch eine ihm sehr ähnliche Art, vielleicht Abart vertreten. Manche Gegenden Deutschlands sind außerordentlich gesegnet mit Rebhühnern, so das Ballenstedtsche, Anhaltsche und die sächsischen Herzogthümer, namentlich auch in Böhmen sind sie sehr zahlreich. Nach Mittheilungen der Wiener Jagdzeitung wurden in Böhmen in der Jagdperiode 1862/63 405578 Stück Rebhühner erlegt, in der Jagdperiode 1863/64 536806 Stück, 1864/65 586195 Stück. Vor hundert Jahren war Böhmen noch berühmter in Bezug auf Reichthum an diesem Wild; so ist eine Jagd von 1755 auf den Gütern des Fürsten Colloredo verzeichnet, welcher der Kaiser Franz I. beiwohnte und wo in 18 Tagen von 23 Schützen außer vielem andern Wild 19545 Rebhühner geschossen wurden.

2. Gestalt, Varietäten.

Bevor wir die genauere Beschreibung der Gestalt des männlichen und weiblichen Geschlechts sowie der Jungen geben, müssen wir vor Allem bemerken, daß Winkell in den verschiedenen Gegenden Deutschlands, wo er Gelegenheit zu jagen hatte, zwei Varietäten unseres Rebhuhns bemerkt haben will. Winkell sagt in seinem „Handbuch für Jäger ꝛc. 4. Aufl., bearbeitet von v. Tschudi" darüber Folgendes:

„Beide Varietäten unterscheiden sich in der Gefiederfarbe gar nicht oder doch nur unmerklich, wohl aber in der Stärke und Lebensweise; denn die stärkere hat 32 Centim. Länge und 47 Centim. Flugweite und ist ausgemachtes Standfederwild, das sich nur der Jahreszeit nach aus einem Theil des Reviers, wo es einheimisch ist, in den andern zieht und bloß durch unablässige Beunruhigung dahin gebracht werden kann, daß es den einmal gewählten Aufenthalt ganz verläßt. Die andere kleinere, welche sowohl in der Länge als in der Flugweite beinahe 5 Centim. weniger mißt, scheint gewissermaßen ein Strichvogel zu sein, d. h. ein solcher, der kleinere Reisen als der Zugvogel macht. Nie habe ich diese in unsern flachen Gegenden früher als gegen das Ende des Monats Oktober und im November, dann immer in sehr starkzähligen Völkern, bei diesen aber oft mehr als eine alte Henne und einen alten Hahn getroffen. Sehr oft traf ich sie in Bezirken des Revieres an, wo vorher keine Rebhühner gelegen hatten, doch selten länger als drei bis vier Tage nachein-

ander und gemeiniglich dann nicht wieder. Diese Bemerkungen veranlassen mich zu glauben, daß diese kleinere Art in Gebirgsgegenden, vorzüglich da, wo der Weinbau stark betrieben wird, niste. Dort bleiben die aus einzelnen Familien bestehenden Völker vielleicht so lange ruhig, bis rauhere Herbstwitterung sie den baldigen Eintritt des Winters ahnen läßt oder bis sie durch die mit der Weinlese verbundene Unruhe vertrieben und gezwungen werden, gemäßigteres Klima und Gelegenheit zur vollern Winteräsung auf der Ebene zu suchen."

Ein Waidmann aus Böhmen macht im Jahrgange 1870 der „Wiener Jagdzeitung" über diesen Punkt folgende Mittheilungen: „Wir unterscheiden in Böhmen zweierlei Arten Rebhühner und zwar die Wald- und Feldhühner, welche beide Perdrixarten sich nicht nur in der äußern Gestalt, sondern auch in ihrem Charakter wesentlich von einander unterscheiden. Die Waldhühner kommen nur in gebirgigen, mit Niederwald bewirthschafteten Revieren vor, nisten meistens in Gestrüppen und sind daher ihre Nester böswilligen Zerstörungen weniger ausgesetzt. Sie sind bedeutend kleiner als die Feldhühner, die Federn sind mehr grau gefärbt und im Wildpret sind sie viel schmackhafter, als die letzteren, welcher Unterschied auch bei den Wald- und Feldhasen angenommen wird. Auch sind die Waldhühner viel pfiffiger und daher schwerer zum Schusse zu bringen, da sie selten im Felde aushalten und meistens in bewaldeten Berglehnen nur durch sehr geübte Flugschützen durch sogenannte Fangschüsse erlegt werden können. Die Waldhühner brüten viel zeitiger im Frühjahre als die Feldhühner und sie sind daher zur Jagdzeit auch früher entwickelt als die letzteren und können bedeutend eher abgeschossen werden. Auch vermehren sie sich sehr stark und Ketten von fünfzehn bis zwanzig Stück kommen sehr häufig vor, da es ihnen meistens gelingt, das zuerst angelegte Nest auch auszubrüten. Sie werden von unsern Jägern mit der Benennung „Steinhühner" oder in der Landessprache „Kremelacj" angesprochen und sind in bloßen Feldrevieren ohne Berge und Niederwald selten zu finden."

Nach den von uns bis jetzt gemachten Erfahrungen und Beobachtungen giebt es nur eine Art Rebhuhn. In fruchtbaren Getreidegegenden, wo das Rebhuhn eine vortreffliche Aesung im Ueberfluß findet, erlangt es eine größere Körperstärke als in solchen Gegenden, wo wegen mangelhafter Bodenbeschaffenheit der Getreidebau weniger betrieben wird und manchmal Mangel an hinreichender Aesung eintritt, daher mag es kommen, daß manche Jäger und Jagdschriftsteller annehmen, es gebe zweierlei Arten dieses Federwildes. Es ist bei dem Rebhuhne der nämliche Fall wie bei

der Waldschnepfe; wie von letzterer giebt es auch hier nur eine Art und nur klimatische Einflüsse, bessere oder schlechtere Aesung bewirken die Verschiedenheit in der Größe. Wegen momentanen Mangels an hinreichender Aesung kann es auch manchmal vorkommen, daß Rebhühner ihren bisherigen Standort periodisch verlassen; dies berechtigt aber noch nicht, dieselben für eine eigene Art, für eine Art Zugvogel anzusehen, denn das Rebhuhn ist unzweifelhaft Standwild. Auch Oberförster Gödde sagt in seinem Werke: „Die Jagd und ihr Betrieb in Deutschland“, daß es nur eine Art dieses Geflügels gebe, von welcher ein Theil in fruchtbaren Gegenden fest ansässig und wohlbehäbig, der andere, weniger glücklich situirt, durch Aufsuchen von Nahrungsmitteln beweglicher und leichter sei.

Gestalt des Hahnes: Der beinahe $2^1/_2$ Centim. lange Schnabel, dessen obere Kinnlade, die an den Seiten über die untere Kinnlade hervorragt, gewölbt ist, hat eine bläuliche, ins Olivenfarbene spielende Farbe. Der Augenstern ist rothbraun. Unter den Augen ist ein kahler, rother Fleck, der sich bis hinter dieselben herumzieht und mit kleinen Wärzchen besetzt ist. Von der dunkelorangerothen Stirn dehnt sich ein ebenso gefärbter Strich über die Augen bis in den Nacken aus. Der schwarz eingefaßte Scheitel ist olivenbraun mit einzelnen gelblichweißen Längstreifen. Das Gefieder am Hinter- und Vorderhals bis zum Rücken und bis zur Hälfte der Brust herab ist schön aschgrau, sehr schwach mit Schwarz durchwellt. Der Rücken ist aschgrau mit Goldgelb gemischt, darauf befinden sich feine schwarze und stärkere schwarzbraune Querlinien. Die Steiß- und langen obern Deckfedern des keilförmigen, gewölbten Schwanzes, welcher aus 18 kleinen Federn besteht, sind ebenso, nur mit einzelnen, kastanienbraunen Streifen gezeichnet. Von den achtzehn Schwanzfedern sind die vier mittelsten wie die erwähnten Deckfedern, die übrigen aber bis an die rostgelben schwarz bespritzten Spitzen dunkelgelbroth gefärbt. Jede einzelne rostfarbene Schulter- und Deckfeder der Oberflügel ist der Länge nach mit feinen schwarzen Querlinien und einem großen rothbraunen Flecken an der innern Fahne besetzt und ununterbrochen schwarz eingefaßt. Die einwärts gekrümmten dunkelbraunen Schwungfedern haben hellrostfarbene Querbänder, welche an den hintern dunkelbraun bespritzt sind. Die Brust ist fast bläulich, an den Seiten aschgrau mit einigen rothen Federn vermischt. Das schön kastanienbraune Schild steht mitten auf der Unterbrust, die Gestalt desselben kann man mit der eines Hufeisens, dessen hohler Theil nach unten gekehrt ist, vergleichen. Der weiße Bauch ist schwärzlich gefleckt, der After röthlichweiß. Der auswärts stehende Theil der Schenkel hat roth-

graues, schwarzgesprenkeltes und weißgestreiftes Gefieder, der einwärts gekehrte durchaus röthlichweißes. Die fast 5 Centim. hohen Schienbeine sind mit bräunlich fleischfarbener, geschuppter, die Zehen mit etwas dunklerer Haut überzogen. Bei zunehmendem Alter gehen diese Farben fast in Schwarz über. Die Nägel sind horngrau.

Gestalt der Henne. Der kahle Flecken unter dem Auge ist schmäler und weniger lebhaft gefärbt, der Scheitel ist rostbraun, mit eirunden weißgelben Tupfen besetzt, der Rücken überhaupt dunkler als beim Hahn, der Flecken auf den Schulter- und Flügeldeckfedern, welcher beim Hahn rothbraun ist, hat eine schwarzbraune Farbe. Das Schild fehlt an einigen ganz, bei den meisten aber sieht man an dessen Stelle einige rundliche braune Flecken, so zu sagen braun gesprenkelt. Der Schwanz besteht aus hellrostfarbenen Federn. An ihm kann man am leichtesten im Fluge die Henne vom Hahn unterscheiden; er ist nämlich bei der Henne um vieles heller und überall gleich gefärbt, auch hält die Henne ihn fast immer etwas ausgebreitet. Die Hauptunterscheidungszeichen des Hahnes von der Henne sind außerdem der röthere Kopf, das starke Schild auf der Brust und die viel hellere und röthere Farbe der Flügeldeckfedern und des Rückens bei ersterem.

Gestalt der Jungen. In den ersten Wochen ist ihr Unterleib mit wolligen röthlichen Federn besetzt, die Ständer sind an den kahlen Stellen gelb behäutet. Später werden letztere grüngelblich, der Schnabel bleibt das ganze erste Jahr hindurch hornbraun. Bis sie zu schildern*) anfangen, was gewöhnlich im September geschieht, erkennt man den jungen Hahn an dem gesprenkelten Kopfe und Oberhalse; die Färbung ist durchaus heller als bei den alten Rebhühnern. Nach dem Schildern und wenn die Jungen vollkommen ausgewachsen sind, so erkennt man ihre Jugend noch am Schnabel und an der Behäutung der Ständer; außerdem sind aber die Jungen von den Alten größtentheils nur an der Form der äußersten letzten Schwungfeder, die nach der ersten Mauserung spitzig, im folgenden Jahre abgerundet erscheint, zu erkennen.

Farbenvarietäten. a) Das weiße Rebhuhn. Es erscheint reinweiß oder grauweiß oder gelblichweiß mit graulicher Schattirung an einem oder dem andern Körpertheil. Diese Varietät kommt am häufigsten vor. Im Jahre 1858 wurden auf der Herrschaft Sokolnitz in Böhmen 5 weiße

---

*) Dieser Zeitpunkt ist für die Jungen gewissermaßen kritisch; vorher sind sie schwach, nachher aber wachsen sie zusehends heran. v. Th.

Rebhühner erlegt, 1857 ein solches zu Neuburg an der Donau in Bayern; 1863 zu Hartenberg in Steyermark wurden mehrere weiße Rebhühner angetroffen und auch einige davon erlegt. In der Gegend um Cöln wurden mehrere Jahre hindurch weiße und weißgefleckte Rebhühner angetroffen. So ist bei dem benachbarten Dorfe Lind im Jahre 1864 ein Volk von schneeweißen Feldhühnern vorgekommen, von welchen 3 Stück erlegt wurden. Bei Eröffnung der Saison 1865 waren anfangs keine Reste oder Sprößlinge davon zu sehen, erst zwei Monate später zeigte sich in dem nämlichen Bezirke ein Volk Rebhühner, unter welchem sich vier weiße befanden. Ebenso wurden in einer Feldmark des Kreises Jülich 1865, sowie in der Nähe von Düsseldorf weiße Rebhühner gesehen und geschossen.

b) Das bunte oder gescheckte Rebhuhn, welches weiße Flecken oder Theile hat. Auch giebt es gelbroth- und schwarzgefleckte. Ein ganz weiß gesprenkeltes, namentlich auf dem Rücken wurde im Jahre 1861 bei Bruck in der Oberpfalz geschossen. Ebenso wurde im Herbste 1865 bei Siegburg ein weiß gesprenkeltes Exemplar erlegt.

c) Das Rebhuhn mit dem weißen Halsband, übrigens wie gewöhnlich gefärbt, auch mit weißem Unterleib und bräunlich aschgrauen, schwarz gestrichelten Halse. Zu den Varietäten rechnet Bechstein auch das Feldhuhn, welches Frisch in seinen Abbildungen der Vögel Deutschlands Taf. 124 B als Bergrebhuhn anführt, indem jener es für einen alten Hahn hält, welcher einen braunen Kopf und am ganzen Unterleib die Farbe des Schildes hat. Das eigentliche Rothhuhn (Perdrix rufa Lath.) ist als Art von dem Steinfeldhuhn verschieden, obwohl es bisher von mehreren Ornithologen mit dem letzteren für eine Art gehalten wurde. Von den Rothhühnern unterscheidet sich unser Rebhuhn, abgesehen von der Färbung, durch die Beschilderung der Füße, das Fehlen einer Sporenwarze und durch den Bau des Flügels, in welchem die dritte, vierte und fünfte Schwinge die längsten sind. Das in Frankreich, überhaupt im südlichen Europa, Asien, Afrika u. s. w. einheimische, in Deutschland nicht vorkommende Rebhuhn ist kleiner und legt weiße, roth punktirte Eier. Die in Spaniens Felsenbebirgen, auf den Balearischen Inseln, in Sicilien, Calabrien, Sardinien, sowie auch in Nordafrika vorkommende Rebhuhnart ist das Felsenhuhn (Perdrix petrosa Lath.).

Hierher gehört auch das sehr interessante Thema der sogenannten Zug- oder Wanderhühner. Naumann erzählt, daß sein Bruder einst eine Schaar von circa fünfhundert Stück gesehen habe, welche in größter Eile, halb fliegend, halb laufend nach Westen zog, dabei über einen etwa

dreihundert Schritte im Durchmesser haltenden Raum sich ausdehnte und unaufhaltsam so weiter rückte, daß alle in derselben Richtung fortrannten, die hintern über die vordern wegflogen und der ganze Schwarm rasch dem Gesichtskreise des Beobachters entschwand. Man will bemerkt haben, daß diese Hühner kleiner als die sogenannten Standhühner sind, sonst aber sich von diesen nicht unterscheiden. Die Mittheilungen darüber stimmen darin überein, daß man solche Hühner niemals zu einer andern Jahreszeit als im Spätherbste gesehen und selten oder nie zum Schusse bekommen habe, weil sie weder den Hund noch den Jäger aushielten, ferner daß sie gewöhnlich in Schwärmen von 40, 50 bis 60 Stück gesehen wurden.

Diezel sagt in seinem vortrefflichen Werke: „Die Niederjagd" 4. Aufl. (Berlin, Wiegandt, Hempel und Parey) über dieses Thema Folgendes: „Ein sehr aufmerksamer Beobachter in Rheinhessen hat auf meine über die Zug- oder Wanderhühner an ihn gerichtete Frage Folgendes erwidert: „Ueber die sogenannten Strichhühner habe ich meines Wissens seit letzterer Zeit Nichts gelesen, aber von vielen Jägern und unter Anderen von meinem Vater, Manches gehört, selbst aber noch keine gesehen. Was mir von dem Gehörten noch im Gedächtnisse blieb, ist etwa Folgendes:

„Strichhühner nennt man solche Hühner, die sich im Oktober und November mit andern Ketten vereinigen, ihren Geburtsort verlassen und in großen Gesellschaften ein anderes Revier, eine andere Gegend aufsuchen. Ich möchte das mit einer kleinen Völkerwanderung vergleichen. In früheren Zeiten, als die Kulturverhältnisse noch anders waren und den Feldhühnern weniger nachgestellt wurde, vereinigten sich unbeschossene Ketten z. B. des Odenwaldes und strichen den Ebenen der Rheinländer, sowie auch jenen Gegenden zu, wo Weinberge waren. Namentlich wurden sie in letzteren und auf solchen Feldern, wo viel Hirse gebaut worden war, häufig angetroffen. Auch in die fruchtbaren Gegenden von Reinheim, Ueberau, Umstadt u. s. w. sollen fast in jedem Spätjahre ganze Schwärme fremder Hühner gekommen und oft Wochen lang dort geblieben sein. Wo sie dann aber hingekommen waren, wußte man nicht, doch steht zu vermuthen, daß sie eher in jenen warmen und fruchtbaren Ebenen geblieben als in den rauhen Odenwald zurückgestrichen sind. Mein Vater erinnerte sich, einst in seiner Jugend — vor etwa 40 Jahren — solche Strichhühner gesehen zu haben und zwar auf einer Feldmark, wo die einheimischen Hühner vorher schon stark beschossen worden waren. Seiner Meinung nach zeigten sich damals mehrere Hunderte; denn wohin auch immer sein Blick sich wenden mochte, überall sah er Hühner streichen; sie hielten aber gar nicht,

sondern strichen sehr weit fort. In der Gemarkung Oberramstadt, 2 Stunden von Darmstadt, nach dem Odenwalde hin liegend, rechnete man in jedem Herbste auf die sogenannten Strichhühner und machte auch oft Jagd darauf, jedoch, wie sich leicht denken läßt, ohne besondern Erfolg, da sie nur selten hielten und dann sehr weit fortstrichen. Dieses Weitaufstehen ist aber auch sehr erklärlich, denn erstlich ist in solcher Jahreszeit keine Deckung mehr auf den Feldern, zweitens sind solche Strichhühner ein unstetes, herumziehendes Völkchen, welches seine bisherige Heimath mit einer bessern zu vertauschen sucht und dem Grundsatze huldigt: ubi bene ibi patria; drittens fällt die Zeit ihrer Auswanderung in die sogenannte Mauser, wo das Huhn ohnehin schlecht aushält*) und außerdem mag endlich, viertens, in diesem Zigeunercorps auch eine gewisse Unruhe liegen, die sie nicht lange auf derselben Stelle rasten läßt. In der Umgebung von Frankfurt a./M. weiß man fast gar nichts von solchen Erscheinungen. Das einzige Beispiel, welches mir von dort aus mitgetheilt werden konnte, besteht darin, daß sich vor etwa 15 Jahren in der Nähe des sogenannten Wolfsgartens auf einem jungen Samenschlage eine Schaar von einigen Hundert Hühnern mehrere Tage lang aufgehalten habe. Von diesen soll ein dortiger Förster Namens Schmidt, mit einem einzigen Schusse, mit groben Schroten nicht weniger als elf Stücke erlegt haben und, wenn diese letztere Angabe richtig ist, so läßt sich hieraus allein schon allerdings der Schluß ziehen, daß die Menge des ganzen Schwarms eine außerordentliche gewesen sein müsse. In kleinerem Maßstabe findet man diese Hühner auch jetzt noch in Rheinhessen, wo sie, wenn die Trauben reifen, oft zu 80 und 100 Stücken in den Weinbergen angetroffen werden, nachdem sie sich zu großen Gesellschaften vereinigt und die benachbarten flachen Felder verlassen haben. Die Mitglieder solcher in die Weinberge übergesiedelten Hühnerketten werden dort gewöhnlich bald sehr schwer und gut beleibt, was manche Jäger auf Rechnung der Traubenbeeren schreiben, was aber seinen Grund wohl eher in dem häufigen Genuß der kleinen fetten Schneckchen haben dürfte, die sich, in fast zahlloser Menge in den Weinbergen vorfinden und mit großer Begierde von ihnen verzehrt werden. Man will auch hier und da behaupten, das Gefieder solcher Individuen sei glänzender und glatter als sonst gewöhnlich, allein das mag wohl nur auf Einbildung beruhen oder daher kommen, daß diese Vögel in den abhängigen Weinbergen, wo der

*) Wir haben bemerkt, daß die Hühner zur Zeit der Mauser wieder besser aushalten. v. Th.

Boden stets reiner, trockener und fester ist als in den Niederungen, sich bei nassem Wetter weniger beschmutzen. Solche Schwärme traf ich früher in jedem Herbste zu Bodenheim bei Mainz an, sobald aber der Winter kam, zerstreuten sie sich wieder und waren bald spurlos verschwunden."

Diezel selbst ist während seiner langjährigen Jägerpraxis nur ein einziger Fall vorgekommen, in welchem er in Versuchung war, an die Existenz von Zug- oder Strichhühnern zu glauben.

Ein Rittergutsbesitzer v. H. in R. hat Diezel folgende Mittheilungen über die im Vorstehenden besprochene Erscheinung gemacht. Derselbe hat auch, obgleich ein aufmerksamer Jäger, Zug- oder Wanderhühner niemals gesehen; auf Grund der ihm von Andern mitgetheilten Beobachtungen erklärt er diese Erscheinung auf folgende Weise: „Diejenigen Vogelarten, welche neben vegetabilischer Nahrung auch auf Insekten oder Würmer angewiesen sind, ziehen letztere, wo sie zu haben sind, ersterer vor. Diese Vorliebe kann man bei zahmen Hühnern beobachten, die eifrig nach Würmern scharren. Vor einigen Jahren ließ ich ein mir vom Felde hereingebrachtes Nest von 14 Rebhühnereiern durch ein zahmes Huhn ausbrüten und zog die jungen Hühner mit Ameiseneiern auf, wobei sie alle bis auf eins glücklich aufwuchsen, was mir sonst bei Versuchen mit anderer Fütterung niemals so vollständig gelungen ist. Die Folge aber war, daß die Hühner, auch als sie schon zu schildern anfingen, kaum an Körner zu gewöhnen waren. Hieraus schließe ich auf große Vorliebe der Rebhühner für animalische Aesung. In der neuesten Zeit herrscht die Neigung, das Wild um der Landwirthschaft willen zu vertilgen vor. Herr Professor Gloger in Berlin hat sich daher ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er in einem, vor einigen Jahren in der Preußischen Adlerzeitung erschienenen Aufsatze nachgewiesen hat, daß die Rebhühner der Landwirthschaft durch Vertilgung der jungen schwarzen Schnecken erheblichen Nutzen leisten. Wenn ich nun an die bekannte Erscheinung erinnere, daß in einer Gegend, wo die Mäuse sich sehr vermehren, die Bussarde sich zahlreich einfinden und nach dem Aufhören der Mäuseplage sich wieder wegziehen, so glaube ich davon einen Schluß auf die Erscheinung der Wanderhühner herleiten zu dürfen. Ich vermuthe, daß sich nach einer Gegend, in der sich ungewöhnlich viel nackte Schnecken oder vielleicht auch andere auf der Erdoberfläche lebende Würmer und Insekten zeigen, während die benachbarten Gegenden deren weniger haben, viele Völker Rebhühner hinziehen und dieselben um einer Lieblingsäsung willen, die Gewohnheit als Standvögel zu leben auf einige Zeit

aufgeben werden. Dadurch kann die Erscheinung eintreten, daß ganze Schwärme Rebhühner auf einem Punkte vereinigt gesehen worden sind.

Diese Erscheinung aber wird und muß eine seltene sein, weil die von mir vermuthete Ursache derselben, nämlich ein ungewöhnlich großer Ueberfluß an einer Lieblingsäsung in einem engbegrenzten Distrikte selten vorkommen wird. Auch die Erscheinung, daß dergleichen Wanderhühner ungewöhnlich schen sein sollen, läßt sich ganz ungezwungen erklären. Je stärker an Wildpret das Rebhuhn ist, desto mehr Flugkraft besitzt es; in diesem Zustande werden die durch überreichliche Lieblingsäsung herbeigezogenen Wanderhühner sich befinden. Außerdem ist eine Wildgattung, die ans Wandern nicht gewöhnt ist, in einer ihr fremden Gegend scheuer als in der gewohnten Umgebung. Es werden aber diese Wanderhühner Nichts anders sein als gewöhnliche, Jahr aus Jahr ein an dieselben Standplätze gewöhnte Rebhühner, welche nur aus dieser Gewohnheit sich durch einen außerordentlichen Anreiz vorübergehend haben herausreißen lassen. Mit der Ursache wird auch die Wirkung wegfallen, die zusammengerückten Wanderhühner werden sich trennen und ihre Standorte wieder einnehmen, sobald der Ueberfluß an Schnecken und andern Insekten in der von den Wanderhühnern besuchten Gegend aufhört. Auch kann die Erscheinung von Wanderhühnern, wenn die von mir vermuthete Ursache die richtige ist, nur im Herbste eintreten. Denn im Winter verschwinden die Schnecken, im Frühjahre aber fesselt der Geschlechtstrieb und im Sommer die noch nicht gehörig entwickelte Flugkraft der jungen Rebhühner, alte und junge gemeinsam so an ihre Heimath, daß der von mir vorausgesetzte Anreiz, wenn er auch einmal eintreten sollte, die zur Ausdauer am Standorte bestimmenden Triebe nicht zu überwältigen vermag. Immerhin ist die von mir versuchte Erklärung nur eine Hypothese; diejenigen aber, welche die Erscheinung von Wanderhühnern beobachtet haben, sind vielleicht gar nicht auf den Gedanken gekommen, auf die Aesung ihre Aufmerksamkeit zu wenden, welche die Gegend, in der sich diese Vögel befanden, diesen darbieten mochte."

Wir müssen offen gestehen, daß auch unsere Ansicht mit dieser Erklärung übereinstimmt. Uns selbst ist in unserer Jägerpraxis nur ein einziger Fall vorgekommen, wo wir an das Erscheinen von Wanderhühnern glaubten. Im Oktober des Jahres 1860 trafen wir nämlich auf einem damals von uns gepachteten Reviere in der Oberpfalz (Bayern) mehrere Tage nach einander einen Schwarm von circa 40 — 50 Stück Rebhühner an. Dieselben waren sehr schen und nur durch Zufall glückte es uns, auf sehr

weite Entfernung ein Huhn herabzuschießen, in dessen Magen wir die Reste von kleinen schwarzen Schnecken und andern Insekten vorfanden. Als wir die darauf folgende Woche diesen Theil des Reviers wieder begingen, waren sie verschwunden und wurden von uns nicht mehr wieder gesehen.

Vor mehreren Jahren wurde von einem Königl. Bayr. Förster auf einer mitten im Spessart liegenden Feldmarkung ein Schwarm von ungefähr 50 — 60 Feldhühner gesehen, welche weit außer Schußweite aufstieben, fast senkrecht in die Höhe stiegen und dann über den höchsten Buchen sehr bald aus seinem Gesichtskreise verschwanden.

Auch andere Jäger haben uns mitgetheilt, daß sie mehrmals solche fremde Hühner gesehen hätten und zwar an Orten, wo noch niemals ein Volk gesehen worden sei, so z. B. mitten in großen Waldungen, auf kleinen, ringsum von zusammenhängenden Waldungen umgebenen Feldmarkungen, wo in der Paar- und Brütezeit niemals ein Rebhuhn gesehen worden sei, mithin also gar nicht zu bezweifeln sei, daß die dort angetroffenen meist sehr starkzähligen Hühnervölker Fremdlinge, aus fernen Gegenden kommend und nur auf der Durchreise begriffen gewesen seien.

Diezel wirft folgende Fragen auf:

1) Woher waren diese Hühner hergekommen? 2) Was hat sie veranlaßt, ihre Heimath zu verlassen und eine so weite Auswanderung zu unternehmen? 3) Wo zogen sie hin? 4) Was ist zuletzt aus ihnen geworden?

Wir möchten uns erlauben, diese Fragen in folgender Weise zu beantworten.

Diese Hühner kommen jedenfalls aus solchen Gegenden her, die einen Ueberfluß an Rebhühnern haben. Es ist uns mehrmals der Fall vorgekommen, daß auf Revieren, die sehr reichlich von Rebhühnern bevölkert waren und wo in einem Jahre fast gar keine geschossen wurden, in dem darauf folgenden Jahre viel weniger Hühner gefunden wurden; die andern mußten sich also jedenfalls in andere Gegenden verstrichen haben. Die Veranlassung, ihre Heimath zu verlassen, war jedenfalls die Neigung zu ihrer Lieblingsäsung, den kleinen schwarzen Schnecken und andern Insekten, welche sie in ihrer Heimath nicht, in andern Gegenden aber momentan im Ueberflusse vorgefunden haben. Auch möchten wir als einen weitern Grund starke und fortgesetzte Beunruhigung der ursprünglichen Standreviere, namentlich durch Jagen mit Jagdhunden, bezeichnen. Die andern beiden Fragen, wohin diese Hühner gezogen und was schließlich aus ihnen geworden ist, lassen sich dahin beantworten, daß sie wieder ihre ursprüngliche

Heimath aufgesucht haben, im Laufe des Winters aber, vielleicht auf der Wanderung selbst, durch Witterungseinflüsse und Raubzeug viele zu Grunde gegangen sind, die übrig gebliebenen aber bei herannahender Paarzeit sich getrennt und vertheilt haben*). Im Uebrigen verweisen wir noch auf unsere Erklärung auf Seite 12.

Winkell erwähnt dieser Zug- oder Wanderhühner, ohne sich jedoch eingehender darüber auszusprechen. Hartig, Jester, Bechstein und Döbel sagen nichts Näheres darüber, wie überhaupt die älteren Jagdschriftsteller dieser Erscheinung keine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben scheinen. Die vorhandenen Jagdzeitschriften haben in neuerer Zeit unseres Wissens sich mit diesem Thema nicht beschäftigt.

Brehm erklärt das Rebhuhn für einen Stand- oder Strichvogel. Er erzählt in seinem „Illustrirten Thierleben," daß die Feldhühner, welche das östliche Sibirien bewohnen, die nördlichen Striche jeden Winter verlassen und in den südlichen Steppen der Tartarei, auf Sandhügeln und in den Sümpfen, wo der Schnee niemals dauernd liegen bleibt, eine Herberge suchen; ferner daß in Schweden, in Norwegen, wo sie sich erst später angesiedelt haben, sie im Winter zuweilen in Gegenden erscheinen, wo sie bisher noch niemals beobachtet worden waren.

3. Stand und Aesung.

Wir haben bereits erwähnt, daß das Rebhuhn am besten unter gemäßigten Himmelsstrichen gedeiht. Es hält sich gerne auf Saatfeldern auf und besonders in fruchtbaren, milden Gegenden, liebt die Berge nicht,

---

*) Auf das Thema der Zughühner kann auch folgende Notiz, die im „Waidmann", VII. Jahrgang, Nr. 3 enthalten ist, bezogen werden:

„Kampf zwischen Rebhühnern. Im Jahre 1864 an einem der letzten Tage des September ging der Jäger Militz in Hess. Oldendorf gegen 9 Uhr aus zur Hühnersuche. Plötzlich gewahrte er kaum eine Viertelstunde vom Orte auf einem Hutekampe eine Menge Rebhühner (er schätzte dieselben auf 30 — 35 Stück), die sich gegenseitig ansprangen und mit Flügeln und Schnäbeln tüchtig bearbeiteten, wobei einige manchmal Sprünge von 0,90 — 1,20 Meter Höhe machten. Nach geraumer Zeit wurden die Hühner durch den Herrn Conductor Jacoby von Stau, der sie schon vor Herrn Militz beobachtet hatte, gestört. Sie strichen nach allen Seiten auseinander. Der Platz, wo sie gekämpft hatten, war mit einer Menge Federn bedeckt. Dem Jäger Militz gelang es, acht von den Hühnern, die beinahe alle einzeln lagen, zu schießen, doch, da er fand, daß sie sämmtlich alte waren, schoß er keines mehr." v. Th.

sondern mehr die Ebenen, höchstens ein Hügelland. Nach der Ansicht mancher Jäger soll es sich in Sandgegenden, die das Rebhuhn vorzugsweise lieben soll, weil ihm der leichte, lockere Boden das Scharren in demselben erleichtere, viel stärker vermehren, als in bergigen und waldigen Gegenden und in Ebenen von schwerem Boden, wenn dieselben auch sehr fruchtbar sind. Den eigentlichen Wald meidet es, nicht aber seine Ränder und die Vorgehölze und liebt im Felde gelegenes Busch- und Strauchwerk zum Schutze gegen Witterung und Raubzeug. Am besten gedeiht es in fruchtbaren Gegenden, wo der Getreidebau gut und häufig betrieben wird, wo es Aesung in Ueberfluß findet, dagegen es in solchen Gegenden, wo wegen mangelhafter Bodenbeschaffenheit der Getreidebau nur wenig betrieben wird, eine geringere Körperstärke erlangt. In Gegenden von sterilem Sand- und Moorboden trifft man das Rebhuhn auch bei der besten Behandlung und Pflege niemals zahlreich an.

Je nach der Jahreszeit ändert das Rebhuhn seinen Stand. Im Frühjahre findet man die Rebhühner paarweise theils in Feldern, vorzugsweise im gepflügten Acker, theils in Gebüschen und überall in solchen Gegenden, wo sich passende Gelegenheit und hinlängliche Ruhe zum Legen und Brüten bietet. Im Sommer und Herbst findet man sie volkweise in den Getreide- und Sömmerungsfeldern, in mit Gras bestandenen Wiesen, vorzugsweise aber in solchen Gegenden, wo Feldhölzer, Hecken und Weidenheger in der Nähe sind, in denen sie am Tage Rettung vor Raubvögeln und überhaupt Ruhe finden können. Unter den Feldern ziehen sie die, wo Mergel steht, allen andern vor und ohne dringende Noth entfernen sie sich nicht leicht weit von dem einmal gewählten Aufenthaltsort. Im Winter ziehen sie sich in die Nähe der Dörfer und Gärten, liegen, wenn sie nicht weiden oder äsen, um sich gegenseitig zu erwärmen, in dicht gedrängten Haufen beisammen und lassen sich, wenn Schnee fällt, völlig verschneien, bis das ungestüme Wetter aufhört und sie wieder hervorkommen können.

Die Aesung der Rebhühner besteht in Weizen-, Gersten- und Erbsenkörnern, in grünem Gras, Kräuterspitzen, Buchweizen, Hirse, Kohlblättern, Brombeeren, Wachholderbeeren, ferner aus verschiedenen Insekten, namentlich im Sommer, Fliegen, Mücken, Motten, kleinen Heuschrecken, Ohrwürmern, kleinen Käferchen, namentlich sind die Ameisen und deren Larven, die sogenannten Ameiseneier, ein Lieblingsfutter für die Jungen. Im ersten Frühjahre zupfen sie das junge Grün der hervorsprossenden Pflanzen ab; im Herbste bilden die verschiedenen Sämereien die Hauptäsung, besonders Raps, Mohn, Hanf und vorzüglich Weizen, sodann der Buchweizen,

die Gerste und der Hafer, weniger liebt es den Roggen, außerdem auch die Samen der verschiedenen Gräser der panicum-, festuca- und agrostis-Arten. Die Hauptweideplätze sind dann die Stoppeln und umgepflügten Aecker. Sehr gerne besuchen sie die Mohrrüben- und Kohlfelder, auch an den Kartoffeln picken sie gerne. Im Winter leben sie von den übrig gebliebenen Sämereien, von allerlei Unkraut, von der hervorkommenden jungen Saat und in der Nähe der Dörfer vorzüglich von braunem Kohl. Ist aber der Winter anhaltend und von hohem Schneefall ohne Windwehen begleitet, tritt mitunter Thauwetter ein, dem nächtlicher Frost folgt, dann sind die armen Rebhühner übel daran, wenn sie nicht gefüttert werden. Zu dieser Zeit sieht man sie kümmerlich an einzelnen Düngerhaufen oder auf Landstraßen am Pferdemiste einzelne Körner suchen und sich mit den Krähen und Raben um ein armseliges Frühstück streiten. Zu dieser Zeit liefern ihnen die Beeren der Wachholderbüsche, wenn solche im Reviere sind, eine gesunde, treffliche Nahrung. Diejenigen, welche der Ansicht sind, daß die Rebhühner sich größtentheils, ja nur von Getreide ernähren, irren sich sehr; eine genaue Untersuchung der Magen von Rebhühnern, welche inmitten üppiger Getreidefelder erlegt wurden, hat ergeben, daß der Inhalt derselben zum größten Theile aus kleinen Steinen, Gras und einer schleimigen Masse bestand, welche sich unter dem Mikroskop als Theile von Insekten ergab. Im Allgemeinen bedarf das Rebhuhn zu seiner Erhaltung nicht viel Nahrung.

4. Paarung, Fortpflanzung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Nach Abgang des Winters, früher oder später, je nachdem die Witterung günstig ist, erwachen auch bei den Rebhühnern die Triebe der Zärtlichkeit und Liebe. Oft schon im Februar sprengen sich die Völker, welche während des Winters treu zusammenhielten, in Paare, d. h. sie paaren sich und jedes von diesen erwählt sich einen ihm passenden Standort, um womöglich ungestört den Begattungstrieb zu befriedigen. Bisweilen ereignet es sich, daß, wenn im Frühjahre nach vorhergegangener warmer Witterung plötzlich wieder strenge Kälte eintritt, die schon gepaart gewesenen Hühner sich wieder zu ganzen Völkern zusammenschlagen. Jetzt vernimmt man in den Morgen- und Abendstunden das herausfordernde Rufen der Hähne, sieht auch wohl zwei von ihnen in ernstem Streite um ein Weibchen begriffen. Dabei springen beide wie kämpfende Haushähne gegen einander

und versuchen mit Krallen und Schnabel sich gegenseitig zu schädigen. Der Schwächere muß weichen und der Sieger kehrt frohlockend zur Gattin zurück, um den Minnelohn zu empfangen. Giebt es der Hähne zu viele, dann wird dadurch das Fortpflanzungsgeschäft gehindert, indem der Hahn, welcher sich schon gepaart hat, durch den fortwährenden Kampf entkräftet, die Henne aber von den Nebenbuhlern so gequält wird, daß sie nicht in Ruhe zum Eierlegen schreiten kann, die Eier hier und da vereinzelt fallen lassen muß, dann aber natürlicher Weise gar nicht brüten kann. Manche von vielen Hähnen verfolgte Henne zieht sich entweder allein oder mit dem Gatten, um Ruhe zu suchen, nicht selten ganz aus dem bisherigen Standreviere in ein benachbartes.

Manche alte Jäger und neuere Jagdschriftsteller behaupten, daß es manchmal vorkomme, daß ein Hahn sich mit zwei Hennen paare. Uns ist dieser Fall noch nicht vorgekommen und wir halten es auch nicht für möglich, weil es an überzähligen Hähnen gewiß nie fehlt.

Das Rebhuhn lebt in strenger Monogamie. Das einmal geschlossene Ehebündniß vermag nur der Tod zu trennen und nur letzterer berechtigt den zurückgebliebenen Theil zu einer zweiten Paarung. Beide Gatten sind ein Muster ehelicher Treue, hängen mit der innigsten Liebe aneinander und theilen Freud und Leid durch ihr ganzes Leben. Sobald das Männchen während der Paarungszeit die Gattin vermißt, fängt es besonders in den Morgen- und Abendstunden eifrig zu rufen an. Das Weibchen antwortet dann schnell und eilt zu dem Gatten. Sobald sie zusammenkommen, duckt sich die Henne, während der Hahn unter beständigem Kopfnicken und kurzem Schnuchzen mit ausgebreiteten Flügeln um dasselbe herumläuft und endlich den Akt der Begattung vollendet, in der nämlichen Weise wie beim Haushuhn. Das einmal eingenommene Nestrevier wird von dem Hahne gegen spätere Eindringlinge mit großer Herzhaftigkeit vertheidigt.

Anfangs Mai, bei guter Witterung oft schon zu Ende des April, macht die Henne im Getreide, auf Wiesen und Lehden oder in Vorhölzern und Gesträuchen auf der Erde ein kunstloses Nest aus Gras, Binsen, Stroh, wobei immer eine kleine Vertiefung, die Furche eines Kornfeldes, oft der Fußtritt eines Ochsen auf einer Wiese oder Haide benutzt wird. Wenn das Nest bereitet ist, so fängt die Henne an, täglich ein Ei zu legen. Alte Hennen legen 14 — 18, junge nicht leicht über 10 — 11 Eier. Zur Starkzähligkeit der Völker trägt übrigens auch die Güte und Fülle der Aesung im Frühjahre viel bei. Findet man weniger als 9 Eier in einem Neste, so kann man annehmen, daß einige durch Raubzeug oder andere

Zufälle zerstört worden sind oder daß die Henne vor der Benutzung des eigenen Nestes einige in ein fremdes gelegt oder verstreut habe. Steigt die Zahl der Eier bis auf 20 und darüber, dann sind die übrigen, wie man allgemein annimmt, von einer andern Henne dazu gelegt worden, welche von überzähligen Hähnen so sehr verfolgt wurde, daß sie ein eigenes Nest sich zu bereiten nicht im Stande war. Die Eier ähneln der Birnenform, sind kurz, an dem einen Ende sehr spitz zugerundet, an dem entgegengesetzten sehr stumpf abgerundet, von einem blassen, fast weißlichgrünen Braungrau.

Zu Brütestellen werden sehr gerne die am frühesten grün werdenden Feldfrüchte, Raps, Weizen, Erbsen, besonders Klee und Luzerne, vorzüglich auch junge Zuschläge mit Eichen-, Birken- und Kiefern-Besamungen, einzelne Büsche, Raine, mit Buschwerk bewachsene Gräben und trockene Wiesen von den Rebhühnern gewählt, dagegen meiden sie den Roggen und solche Wiesen, die mit scharfen, sogenannten sauren Gräsern bewachsen sind. Die Rebhühner machen jährlich nur ein Gehecke; geht aber dies zu Grunde, noch ein zweites und zwar an einem andern Orte, jedoch von nicht mehr als 12, doch auch nicht unter 9 Eier; von einem solchen zweiten Gehecke stammen die kleinen schwachen Völker, denen man noch am Eröffnungstage der Jagd begegnet. Wird auch dieses Gehecke zerstört, dann bleibt die Henne in diesem Jahre gelte, d. h. kinderlos*).

Die Henne fängt nicht eher zu brüten an, bis das ganze Gelege vollzählig ist. Sie ist äußerst emsig beim Brüten. Der Hahn unterstützt sie dabei durch seine Wachsamkeit und Sorgfalt; er hält sich fast immer nahe bei dem Nest und warnt die Gattin vor jeder drohenden Gefahr, giebt sich auch gewöhnlich dieser preis und kehrt, sobald sie beseitigt ist, wieder zur alten Stelle zurück. Sobald die Henne aufsteht, ihre Aesung zu suchen, was in der Regel nur zwei Mal des Tages geschieht, begleitet er sie. Er verläßt sie selbst dann, wenn er andere Hennen locken hört, nie, antwortet diesen zuweilen, geht aber nicht zu ihnen. Die Wachsamkeit des Hahnes bewahrt die Henne vor manchen Gefahren; wird dieser getödtet, so steht

*) Alle alten Hühner, die entweder durch Elementarzufälle oder böswillige Zerstörung um Eier oder Brut kommen und in Folge dessen in dem betreffenden Jahre „gelte“ bleiben, vereinigen sich entweder zu besondern Völkern oder schließen sich nach der Ernte den bestehenden Völkern an. Das Nämliche sollen nach den Beobachtungen mancher Jäger auch die überzähligen alten Hähne thun, welche alleinstehend das Unglück hatten, keine Lebensgefährtin übrig zu finden.

v. Th.

auch ihr ziemlich sicher der Untergang bevor. Unleidlich sind dem Rebhuhne, wenn es brütet, die Veränderungen in der nächsten Umgebung seines Nestes, das Abmähen des Grases, Klee's u. s. w. Im Anfange der Brütezeit verläßt die Henne, wenn sie wiederholt gestört wird, das Nest leicht, später jedoch bewährt sie eine solche Ausdauer im Brüten, daß sie oft ein Opfer zärtlicher Mutterliebe wird, indem sie ausharrt, bis die grausame Sense des Schnitters ihrem Leben ein Ende macht. Welche Ausdauer die Henne im Brüten manchmal zeigt, beweist folgender Fall. Bei Herrn von Kalkreuth auf Weißensee, 1½ Meilen von Gleißen, wurde im Jahre 1874 ein Rebhühnernest ausgemäht. Die Schnitter fingen die brütende Henne und brachten sie mit den hochbebrüteten Eiern zu ihrem Herrn. Man machte in einem Deckelkorbe ein Nest zurecht, setzte die Henne mit ihren Eiern hinein und schloß den Deckel. Gegen alles Erwarten blieb dieselbe ohne Nahrung zu nehmen, fest auf dem Gelege sitzen, nach zwei Tagen fielen 14 Junge aus und nun erst regte sich in der Alten der Freiheitstrieb, sie fing in dem Korbe an zu toben. Man trug sie mit den Jungen auf das Feld und gab ihr sammt diesen die wohlverdiente Freiheit.

Nach einundzwanzig Tagen schlüpfen die Jungen aus und verlassen, sobald sie trocken geworden, mit der Mutter das Nest*). Sie sind allerliebste Geschöpfe, bewegen sich schon in den ersten Tagen ihres Lebens mit vielem Geschick und lernen sehr rasch, sich den Unterweisungen ihrer Eltern zu fügen. So sorgsam der Hahn während der Brütezeit um sein Weibchen ist, ebenso theilt er mit der frohen Mutter die Sorgen der Erziehung. Gleich ihr nimmt er die Kleinen unter seine Flügel und huddert sie. Beide führen die Jungen gemeinschaftlich, locken sie ohne Unterlaß, weisen ihnen die zuträglichste Nahrung an, welche anfangs fast nur aus Kerbthieren, namentlich Ameisenpuppen, besteht und lehren sie durch ihr Beispiel, wie sie Futter aus der Erde scharren sollen. So lange die Jungen noch klein sind, läuft der Hahn, wenn die Mutter die kleine Familie zur Nahrung

---

*) Ueber das Ausfallen der jungen Rebhühner aus dem Ei wird im VI Jahrg. des „Waidmann" (Leipzig, Paul Wolff) folgende Beobachtung mitgetheilt: Ein Landmann bemerkte auf dem Felde ein Paar Rebhühner und sah, als er näher kam, daß die Jungen gerade ausfielen oder richtiger eben ausgefallen waren, denn einige saßen schon bei der alten Henne auf der Kante vom Nest und die andern bemühten sich auch dahin zu gelangen. Inzwischen war der alte Hahn eifrig damit beschäftigt, alle Eierschalen bis auf die letzte ineinander zu stecken. Als er dies besorgt hatte, machten sie sich auf und davon

v. Th

herumführt, immer voran, um zu sehen, ob keine Gefahr vorhanden ist. Bei der Annäherung eines Hundes fliegt der Hahn jedes Mal zuerst mit einem lauten, warnenden Geschrei auf und fällt oft alle dreißig bis vierzig Schritte wieder ein, um den Feind von der Brut abzulocken. Die Henne, die gleich nach dem Hahn aufsteht und sich weit schneller, jedoch stets in einer andern Richtung entfernt, läuft, sobald sie sich niederläßt, in der größten Geschwindigkeit längs der Furche zu den Jungen zurück und führt diese eine große Strecke weit fort; der Hahn folgt alsbald, sobald er Alles in Sicherheit weiß.

Naumann sagt über die Liebe der alten Rebhühner zu ihren Jungen Folgendes: „Rührend ist es, die unbegrenzte Sorgfalt der Eltern um ihre lieben Kleinen zu beobachten. Aengstlich spähend, von welcher Seite Unglück drohe oder ob es abzuwenden sei, läuft der Vater hin und her, während ein kurzer Warnungslaut der Mutter die Jungen um sich versammelt und ihnen befiehlt, sich in ein Versteck zu begeben und schnell einem jeden ein solches im Getreide, Grase, Gebüsche, hinter Furchen, in Fahrgeleisen und dergleichen anweist und, sobald sie alle geborgen glaubt, mit dem Vater Alles aufbietet, um den Angriff zu vereiteln oder abzuwenden. Muthig stellen sich beide Eltern nun dem Feinde entgegen, greifen ihn, im Gefühle ihrer Schwäche, jedoch nicht an, sondern suchen seine Aufmerksamkeit von den Jungen ab und auf sich zu lenken, ihn weiter und weiter von den Jungen abzuziehen, bis sie glauben, ihn weit genug entfernt zu haben. Dann fliegt zuerst die Mutter zu den Jungen, die ihr angewiesenes Versteck unterdessen um keinen Fuß breit verlassen haben, zurück und versucht, diese eiligst ein Stück weiter fortzuschaffen. Sieht endlich der Vater alle seine Lieben in Sicherheit, so enttäuscht auch er seinen Verfolger und fliegt davon. Sobald nun rings umher alles wieder ruhig und die feindselige Störung verschwunden ist, läßt er seinen Ruf hören, welchen die Mutter sogleich beantwortet, worauf er sofort zu seiner Familie eilt. Kein Raubthier kann die Wachsamkeit der zärtlichen, sorgsamen Eltern hintergehen, weder bei Tage noch bei Nacht, wenn nicht besondere Umstände den Feind begünstigen. Aber auch die unbedingte Folgsamkeit, die liebenswürdige Anhänglichkeit der Kinder zu den Eltern hat man oft zu bewundern Gelegenheit.“

Ein Beispiel von Muth und Elternliebe eines Rebhühnerpaares liefert folgender Fall. Am 9. Juni 1875 fuhren mehrere Herren vom Bad Lippspringe dem nahen Gebirge zu, um dort auf Rehböcke zu pürschen. Unterwegs bemerkten sie eine Krähe, welche sich auf dem Wege dicht an

einem Roggenstück niederließ. Plötzlich stürzen zwei Rebhühner aus dem Kornfeld hervor, von denen der Hahn sofort die Krähe annimmt und sie drei Mal zwingt, die Flucht zu ergreifen. Jedenfalls war das junge Volk in der Nähe und hatte die Krähe schlimme Absichten auf dasselbe. Der ganze Vorgang ereignete sich keine vierzig Schritte vom Wagen, dessen Näherkommen endlich die streitenden Parteien trennte. Leider war es den Herrn nicht vergönnt, dem muthigen Familienvater beizustehen, da die Pferde nicht schußfest waren.

Nach vierzehn Tagen, höchstens drei Wochen fangen die jungen Rebhühner schon zu flattern an, wachsen dann allmählich heran, bis sie, gewöhnlich im September, schildern und im Oktober vollkommen ausgewachsen sind. Findet man zu dieser Zeit noch schwächere Hühner als sie der Regel nach sein sollen, so stammen diese von einem zweiten Gehecke, indem das erste durch Raubzeug, Platzregen oder Menschen zerstört worden ist. Erst, wenn die Jungen stärker werden, scheint sich die Sorgsamkeit der Alten einigermaßen zu mindern. Kommt ein Feind, so drückt sich gewöhnlich das ganze Volk so lange da, wo es sich befindet, bis ihm derselbe ganz auf den Hals kommt. Liegt es dicht beisammen, so steht es auch zugleich auf, geht eine Strecke weit fort und fällt etwas zerstreut ein. Weiter verfolgt stehen sie zerstreut auf, das eine stiebt dahin, das andere dorthin d. h. das Volk sprengt sich. Nachdem die Ruhe wieder eingetreten ist, bemühen sich die Alten, durch eifriges Rufen die Jungen wieder um sich zu versammeln. Auch, nachdem die Jungen geschildert haben, bleibt die gegenseitige Anhänglichkeit der Eltern und der Kinder immer der vorherrschende Zug, so daß Alle eine feste Familienbande bilden, die, wenn sie nicht gewaltsam zerstört wird, sich bis zur nächsten Paarzeit erhält, wo sich das Volk trennt d. h. die Hühner zu Paaren fallen.

Ein sehr interessantes Thema in der Naturgeschichte des Rebhuhns, welches an dieser Stelle besprochen zu werden verdient, ist das Mißverhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte. Nach Le Roi soll nämlich immer ein Drittel mehr Hähne als Hennen ausgebrütet werden. Wie die Natur dazu kommt, bei dem in strengster Monogamie lebenden Rebhuhne einen solchen Ueberschuß des männlichen Geschlechtes entstehen zu lassen, ist schwer zu erklären. Naumann ist der Ansicht, daß der Grund darin zu suchen sei, daß die Hühner sich häufig für die Jungen opferten, und behauptet, daß, wenn man die Reste eines von Raubzeug gefressenen Rebhuhns finde, in den meisten Fällen diese von einer Henne seien. Diese Ansicht hat aber gar keinen Bezug darauf,

wenn man bedenkt, daß schon unter den ausgebrüteten jungen Rebhühnern sich ein Drittel mehr Hähne als Hennen befinden. Es entsteht ferner die Frage: Wohin kommen die überzähligen Hähne auf denjenigen Revieren, wo sie nicht abgeschossen werden? Alle Waidmänner, denen wir bisher diese Frage vorgelegt haben, antworteten: Sie verstreichen sich. Darauf müssen wir unwillkürlich fragen: Aber wohin verstreichen sie sich? Irgendwo müssen sie doch wieder zum Vorschein kommen. Der rühmlichst bekannte Ornithologe, Herr Dr. Gloger in Berlin hat die Behauptung aufgestellt, daß die Mehrzahl der männlichen Feldhühner blos deshalb im Frühjahre nicht mehr wahrzunehmen sei, weil sie den Winter nicht überleben und der Grund hiervon darin zu suchen sei, daß ein Raubvogel den Hahn wegen seines rötheren Gefieders viel leichter aus der Ferne wahrnehme, als die Henne. Diese Ansicht hat viel für sich. Außerdem scheint uns auch die größere Unruhe des Hahnes, die ihn bemerkbarer macht, hierzu Anlaß zu geben. Andere Waidmänner behaupten, es gebe ebenso viele Hennen als Hähne und alles Eingreifen in den gewöhnlichen Lauf der Natur (das Wegschießen der überzähligen Hähne) sei daher höchst überflüssig oder wohl gar schädlich. Wieder andere behaupten, daß bei den Hühnern im Durchschnitte immer nur $^4/_7$ oder höchstens $^3/_5$ männlichen Geschlechtes seien. Eine weitere Ansicht ist die, daß in einem Jahre mehr Hähne als Hennen, in dem andern mehr Hennen als Hähne ausgebrütet werden und daß auf diese Weise die Natur das Mißverhältniß wieder ausgleicht. In der That haben wir selbst in manchen Jahren Rebhühnervölker angetroffen, bei welchen mehr Hennen als Hähne waren.

Einen sehr interessanten Beitrag über dieses Thema hat Herr Oberforstrath Bauer in der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung von 1857, Seite 301 und 302“ bei Gelegenheit der Besprechung der „Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd von C. E. Diezel“ geliefert. Derselbe lautet also:

„Bekanntlich wird noch fortwährend darüber gestritten, ob es, wie Viele behaupten, wirklich der Fall ist, daß bei den Feldhühnern mehr Hähne als Hühner ausgebrütet werden. Diezel bejahte früher diese Frage, ist aber neuerdings in Zweifel gerathen, obgleich er zu einer Bejahung noch immer inclinirt, wie daraus erhellt, daß er die Ansicht des bekannten Ornithologen, Herrn Dr. Gloger, wonach die Anzahl der Hähne bis zum Winter überwiegen, das Gleichgewicht beider Geschlechter aber im Verlaufe des Winters durch Raubvögel hergestellt werden soll,“ schließlich für die glückliche Lösung eines alt

gewordenen Räthsels erklärt, während doch gerade er derselben sehr beachtenswerthe Zweifelsgründe entgegengestellt hat. Wir unsererseits glauben nicht an eine konstante Ungleichheit beider Geschlechter bei den Feldhühnern, weil wir uns durch die eigene Erfahrung einer langjährigen Praxis nicht überzeugt haben, weil wir auch nicht absehen, was denn aus dem nachhaltigen Ueberschusse der Hähne bis daher geworden sein soll und keineswegs der Meinung sind, daß der Raubvögelfraß des Herrn Dr. Gloger dieses Räthsel in irgend befriedigender Weise gelöst habe. Bei den Feldhühnern sind die Unterschiede der Färbung und des Betragens nicht in dem Grade hervortretend, daß sie das Auge des im Sturme daher sausenden Wander- und Stockfalken vorzugsweise auf die Hähne lenken könnten. Auch der geübte Jäger hat gute Augen und dennoch bemerkt er vor dem vorstehenden Hunde eben so häufig die Henne zuerst als umgekehrt. Von der weißen Schneedecke sticht die dunklere Färbung der Henne sogar noch mehr ab als die hellere des Hahnes. Hiermit im Einklange haben wir auch in den von dem Raubvogel zurückgelassenen Federn geschlagener Feldhühner ebenso oft solche der Henne als des Hahnes erkannt und nach gelinden Wintern, in welchen auf einem bestimmten Bezirke kein Schaden durch Raubvögel vorgekommen war, zur Paarzeit keinen Ueberschuß an Hähnen wahrgenommen. Anderen aufmerksamen Jagdfreunden ist es ganz ebenso gegangen. Sehen wir aber der Sache noch mehr auf den Grund, so beruht die neue Ansicht des Herrn Dr. Gloger offenbar auf der Voraussetzung, daß die Natur auf den sonderbaren Gedanken verfallen sei, ausnahmsweise gerade nur bei den Feldhühnern eine Ungleichheit der Geschlechter hervorzubringen, um damit die Raubvögel zu füttern; sie führt unmittelbar zu der Annahme, daß die starke Verminderung der gefährlichsten Raubvögel, weil sie die Erhaltung des nöthigen Gleichgewichts gefährde, dem Gedeihen der Feldhühnergehege nachtheilig werden müsse und daß folglich unter Umständen sogar eine Schonung jener Räuber sich empfehlen könne, wenn der Mensch sich nicht entschließen wolle, das ihnen übertragene Nivellirungsgeschäft selbst zu übernehmen. Das ist in der That aber doch — sit venia verbo — „etwas zu starker Tabak“ und bis wir diesem Geschmack abgewinnen können, bedarf es der Zuthat überzeugenderer Beweise, als zur Zeit noch erbracht worden sind.“

„Die irrige Annahme einer Ueberzahl an Hähnen hat schon in früherer Zeit, wahrscheinlich zuerst bei den leichtsinnigeren Nachbarn jenseits des Rheins zu einem Verfahren geführt, das mit der eben besprochenen Theorie des Herrn Dr. Gloger im Widerspruche sich befindet. Wir meinen

das sogenannte Enthahnen, d. h. das Abschießen der Hähne während der Paarzeit, um den mit dem Vorhandensein einer Ueberzahl verbundenen Störungen des Brutgeschäfts vorzubeugen. Auch Diezel war diesem Verfahren früherhin nicht abgeneigt, ist aber davon zurückgekommen und empfiehlt jedenfalls große Vorsicht bei seiner Anwendung. — Verstünde man unter dem Enthahnen im Frühjahre das Abschießen nur derjenigen Hähne, die bei öfter wiederholtem Absuchen der Felder stets allein oder als störende Begleiter eines Paares gefunden wurden, so könnte man sich dabei allenfalls noch beruhigen. Allein so ist es keineswegs gemeint; man will vielmehr aus den bereits zusammengethanen Paaren heraus Hähne in irgend einer beliebigen angenommenen Anzahl wegschießen, weil man voraussetzt, daß die zur Wittwe gemachte Henne aus dem Ueberflusse der ledig gebliebenen Hähne bald einen andern Gatten sich gewinnen werde, der als unruhiger Junggeselle ihr während der Brutzeit keine Ruhe gelassen haben würde. Wenn man der Empfehlung dieses Verfahrens die Frage entgegenstellt: warum man denn nicht auf den kürzeren und sicheren Weg des Abschießens der ungepaart gefundenen Hähne unbedingt sich beschränken wolle? — so giebt es hierauf keine Antwort, als daß derartige Hähne entweder gar nicht oder nur als keiner Beachtung werthe Ausnahme sich auffinden lassen. Auf die weitere Frage, woher denn diese vorher unsichtbar gewesenen Hähne plötzlich kommen sollen, wenn die gepaarten weggeschossen sind? — fehlt jede vernünftige Antwort. Wir erinnern uns aus vieljähriger Erfahrung mit Sicherheit nur eines Falles, in welchem zwei Hähne um ein Huhn fortgesetzt hartnäckig kämpften; einzelne, nach der Paarzeit allein übrig gebliebene Hähne sind uns sogar niemals vorgekommen. Sie können also in beachtenswerther Zahl jedenfalls nicht vorhanden gewesen sein, und wenn wir, diesen Thatsachen gegenüber, die Nachtheile erwägen, die zumal bei der Unmöglichkeit eines gewissen Privilegs für zuverlässige Jäger, aus dem Enthahnen unvermeidlich hervorgehen müssen, so bedenken wir uns keinen Augenblick, diese Art des Jagdexercitiums während der Hegezeit für einen groben Exceß zu erklären, der in allen guten Jagdgesetzgebungen als Jagdpolizeivergehen mit nachdrücklicher Strafe angesehen zu werden verdient und wirklich angesehen wird." —

In Bezug auf die Frage, wohin die überzähligen Hähne kämen auf Revieren, wo sie nicht abgeschossen würden, wurden in der „Wiener Jagdzeitung" (Jahrgang 1871) von einem Waidmann aus Böhmen folgende Mittheilungen gemacht:

„Die Gelehrten suchen so gerne die Lösung eines Problems in großer Ferne mit der Lupe, was sie vielleicht leichter in unmittelbarer Nähe ohne bewaffnete Augen sehen können. Ich will diese Frage nach meinen vieljährigen Erfahrungen besprechen, ohne meine Meinung denen aufzudringen, die nicht gleicher Ansicht sind und es soll mich sehr freuen, wenn ein verehrter Mitarbeiter ein besseres Resultat mit der Beantwortung erzielt, als es vielleicht mit meiner Aufklärung der Fall ist. Die im Frühjahre zum Cölibat vom Schicksal bestimmten Rebhähne bleiben als Einsiedler so lange im Reviere, wo sie geboren wurden, bis die Rebhühnerbruten vorüber sind, wo sich dann die einzelnen Hähne an die jungen Ketten anschließen und gesellig mit ihnen fortleben als gehörten sie mit zur Familie. Durch mehr als dreißigjährige Erfahrung habe ich Gelegenheit gehabt, mich von dem Gesagten zu überzeugen. Ich habe so oft aus einer und derselben Kette in der Hühnersaison mehrere alte Hähne weggeschossen, daß es mir nie einfiel, etwas anderes zu vermuthen, als daß dieses jene Hähne wären, die vom Frühjahr als überflüssig zurückblieben. Daß der Hahn wegzieht, ist theilweise nur richtig, da er nur der lockenden Stimme der Henne folgt; findet er keine Henne, bleibt er ruhig auf der Scholle Erde, die ihn geboren sah, weiter geht er nicht. Wie oft hatte ich mich bemüht, den alten Hahn von einer Kette wegzuschießen, damit die jungen Hühner, seiner Wachsamkeit entzogen, besser vor dem Hunde zum Schusse aushalten. Kaum war der eine Wächter entfernt, in einigen Tagen fand ich wieder einen Ersatzmann und somit ist es ganz unrichtig, daß die einzelnen Hähne weit wegziehen. Der einfache Schießer denkt nur ans Schießen; die Natur, Gewohnheiten und Lebensweise des Wildes zu studiren fällt keinem ein, und, wenn ein solcher in der Hühnerzeit aus einer Kette mehrere alte Hähne, manchmal auch alte Hennen, wenn diese um die Brut kommen, herabschießt, so flucht er höchstens über die alten, zähen Vögel, mit denen man den Hausfrauen gerade keine große Freude macht, wenn sie in die Küche gelangen; aber darüber nachzudenken, woher diese alten Rebhühner kommen, darüber wird kein bloßer Schießer sich den Kopf einnehmen. Die Rebhühner verlassen nie die Stätte wo sie geboren, eben so wenig der einzelne Hahn. Nur im Herbste kommt es vor und zwar im Laufe des Monates Oktober, daß ganze Ketten größere Ausflüge machen in benachbarte Reviere, oft mehrere Stunden Weges weit; aber sie kehren regelmäßig wieder in ihren Standort zurück. Es ist mir in meinem Hühnerreviere, das ich mehr als zwanzig Jahre im Betriebe hatte, jedes Jahr um die eben erwähnte Zeit vorgekommen, daß ich an Stellen

viele Ketten Hühner fand, die nicht meinem Reviere angehörten und die wieder so schnell verschwanden wie sie kamen. Es scheint dies ein Vergnügungszug der Hühner zu sein." (Diese letztere Beobachtung könnte man auf das Thema von den sogenannten Zug- oder Wanderhühnern beziehen.) —

Was schließlich unsere Ansicht über diesen Punkt betrifft, so glauben wir, daß in einem Jahre mehr Hähne als Hennen*), in dem andern mehr Hennen als Hähne ausgebrütet werden, weil wir dies selbst so gefunden haben. Auch uns ist in unserer Jägerpraxis nach der Paarzeit niemals eine Anzahl einzelner, allein übrig gebliebener Hähne vorgekommen. Das Mißverhältniß wird oft durch Zufall wieder ausgeglichen; so werden z. B. von einem Volke mehr Hähne, von dem andern mehr Hennen abgeschossen, oder es werden überhaupt in einem Jahre mehr Hähne als Hennen erlegt, in dem andern umgekehrt, ja es kann sogar vorkommen, daß so viele Hähne abgeschossen werden, daß schließlich zur Paarzeit mehr Hennen als Hähne vorhanden sind, manche Hennen in Folge dessen unbemannt bleiben, sich aus dem Reviere verstreichen oder gelte bleiben. Bezüglich des Enthahnens werden wir uns im vierten Abschnitte eingehender aussprechen.

5. Charakter, Lebensweise und Gewohnheiten.

Das Rebhuhn hat verhältnißmäßig wenig Federn und viel Fleisch. Es steht zwar mit hörbarem Geräusch, doch ohne merkliche Anstrengung auf, fliegt auch immer gerade aus, hat es einmal eine gewisse Höhe erreicht, so streicht es streckenweit mit unbewegten Flügeln durch die Luft und giebt sich nur zeitweise durch rasche Schläge wieder einen neuen Anstoß. Es erhebt sich ungern hoch, obwohl ihm hierzu das Vermögen nicht fehlt, wie das waidewund geschossene beweisen, fliegt auch selten weit in einem Zuge, am allerwenigsten bei heftigem Winde, und fällt meist ziemlich bald wieder ein, um auszuruhen. Gegen Ende des Oktober und im November, wo es an Wildpret besser zu sein pflegt als zu jeder andern Zeit, ist es dessen ungeachtet am flüchtigsten und steigt am höchsten. Ab-

*) Im Jagdjahre 1869/70 wurde in Böhmen bei den Rebhühnern eine abnorme Ueberzahl der Hähne bemerkt. Bei 30 eingefangenen Rebhühnern waren nur zwei Hennen darunter und fast alle während der Feldjagden auf Hasen geschossenen Rebhühner, und es wurde eine ziemliche Anzahl herabgeholt, waren Hähne. v. Th.

weichend von seinen Verwandten setzt es sich nie auf einen Baum, wenigstens so lange es gesund ist. Dagegen übt es unter Umständen einen Fertigkeit, die man ihm nicht zutrauen möchte, es versteht nämlich zu schwimmen.

In seinen Bewegungen ähnelt das Rebhuhn den Rothhühnern. Ruhigen Ganges schreitet es mit eingezogenem Halse und gekrümmtem Rücken gebückt dahin; wenn es Eile hat, trägt es sich hoch und den Hals vorgestreckt. Das Versteckenspielen versteht es ebenso gut wie seine Verwandten; es benutzt jeden Schlupfwinkel und drückt sich im Nothfalle auf dem flachen Boden nieder, in der Hoffnung, wegen der Gleichfarbigkeit seines Gefieders mit jenem übersehen zu werden. Es läuft sehr schnell, verhältnißmäßig schneller als es fliegt, und fast immer, außer wenn es weidet, mit aufgerichtetem Halse und unter oft wiederholtem Kopfnicken. Den höchsten Grad von Unruhe bezeichnet es bei dieser Gelegenheit durch ein gewisses Schnippen (Schnellen) mit dem Schwanz, welches ein sicheres Anzeichen vom baldigen Aufstehen ist. An Sinnesschärfe und geistigen Fähigkeiten steht das Rebhuhn hinter seinen Verwandten nicht zurück. Es ist klug und verständig, vorsichtig und scheu, unterscheidet seine Freunde und Feinde wohl, wird durch Erfahrung gewitzigt und zeigt viel Geschick, sich in verschiedene Lagen des Lebens zu finden. Der Sinn des Gesichts (Gewahrens) scheint bei ihm unter allen der schärfste zu sein. Es ist gesellig, friedliebend, treu und aufopferungsfähig. Unverbrüchliche Gattentreue, zärtliche, wechselseitige Liebe der Eltern und Kinder sind ihm besonders eigen.

Wir haben bereits im Vorhergehenden erwähnt, daß auch, wenn die jungen Rebhühner erwachsen sind, das Familienband alle einzelnen Glieder zusammenhält; sie bilden dann eine Vereinigung, welche man in der Jägersprache ein Volk nennt. Ist das Volk durch einen Feind zerstreut und auseinander gebracht, so wenden Hahn und Henne alle mögliche Sorgfalt an, ihre Jungen durch Locken und Rufen wieder zusammen zu bringen. Geschieht dies in Gebüschen und des Abends, so fliegt die Henne, sobald sie nur einige Junge beisammen hat, gewöhnlich mit diesen ins Feld, dagegen der Hahn unterdessen sowohl in als an dem Gebüsche herumzieht und die übrigen an sich lockt, mit welchen er dann, wenn es dunkel wird, zu der Henne, die unterdessen ebenfalls immerwährend ruft, und zu dem Platze hineilt, wo sie die Nacht zubringen. Ist das ganze Volk noch nicht beisammen, so stiebt der alte Hahn nochmals nach dem Gebüsche zurück und lockt wieder, bis sich die übrigen zurückgebliebenen Kinder melden.

Er fällt dann, sobald sie sich gesammelt haben, mitten unter ihnen ein und führt sie zu der harrenden Mutter. Es ist ihnen indessen das Locken in den Abendstunden selbst dann, wenn sie nicht zerstreut worden, sondern wenn sie blos auf der Weide auseinander gelaufen sind, gewöhnlich. Im Gebüsche geht dies auf die eben erwähnte Weise vor sich, im Felde anders und mit leichterer Mühe. Sobald die Nacht einbricht, fangen sie an zu locken und fliegen, nachdem sie dies eine kurze Zeit fortgesetzt haben, auf, fallen dann in einer kleinen Entfernung ein, locken wieder, fliegen nochmals auf und bleiben dann gewöhnlich die Nacht hindurch auf dem Platze, wo sie zum dritten Male einfallen. Sie bereiten sich dort, indem sie gemeinschaftlich eine Höhlung auskratzen, ihr Nachtlager und drücken sich in diesem, die ausgesetzte Wache abgerechnet, kreisförmig, Kopf gegen Kopf gerichtet, zusammen.

Sind an einem Tage vielleicht einige Glieder des Volkes durch die Jagd verloren gegangen und finden sich diese in Folge dessen beim abendlichen Rufen der Alten nicht ein, so wird von diesen das Locken so lange fortgesetzt, bis sie sich von der Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt haben. Wird eines von den Alten erlegt, so übernimmt das andere das Geschäft des Zusammenlockens, kommen beide Alte um, so schließen sich die Jungen entweder einem andern Volke an oder sie locken, wenn sie nicht ganz schwach sind, sich untereinander zusammen. Das Locken geschieht auch unter Tags, wenn auf der Jagd der Jäger ein Volk *gesprengt* hat, so daß die einen Hühner da, die andern dort eingefallen sind; sobald sie nicht mehr beunruhigt werden, fangen sie an zu rufen und sich zusammenzulocken. Nie bleiben die Rebhühner über Nacht im Holze, selbst nicht solche, welche dort geboren sind, die sogenannten *Buschhühner*; diese, von den Jägern auch *Holzböcke* genannt, haben die Gewohnheit, wenn sie auf dem Felde aufgejagt werden, sogleich ins nächste Holz einzufallen und sind dort nur mit schwerer Mühe wieder herauszubringen.

Sobald der Morgen graut, läuft das ganze Volk aus dem Lager heraus, während die Alten, um Vereinzelung zu verhüten, eifrig rufen. Dann fliegt die ganze Schaar eine Strecke weit fort, fällt nun zwar ein und lockt wiederholentlich, steht aber wiederum auf und hält sich auf dem Punkte, wo der dritte Ruf ertönt, gewöhnlich mit aufgerichteten Köpfen so lange auf, bis die Sonne aufgegangen ist. Nun gehen sie auf die Weide, bis sie gesättigt sind und der Thau größtentheils abgetrocknet ist, baden sich, wenn Witterung und Trockenheit des Bodens es gestatten, in der lockern Erde oder im Sande, ziehen sich oft unter nochmaligem Locken

wiederum zusammen, stehen abermals auf und bleiben gewöhnlich nach dem dritten Einfall fest liegen, wenn sie nicht gestört werden. Gemeiniglich gegen Abend gehen sie wieder nach Aesung. Sehr selten geht das Rebhuhn zum Wasser um zu trinken und scheint daher wohl mehr vom Thaue der Halme zu zehren.

Im Frühjahr, Sommer und im Anfange des Herbstes drücken sich die Rebhühner, junge und alte, bei drohender Gefahr scheu und furchtsam sogleich, späterhin entfernen sie sich laufend und stehen erst dann auf, wenn auf jene Weise sie sich nicht retten können. Wenn Frost eintritt, werden sie noch flüchtiger, sie stehen dann fast immer, um ihren Verfolgern zu entgehen, ohne vorher zu laufen, in großer Entfernung auf und gehen weitere Strecken fort, als vorher, ohne wieder einzufallen. Kann sie die Flucht vor ihren gefährlichsten Verfolgern, den Raubvögeln, nicht retten, so drücken sie sich, sobald ein solcher sich blicken läßt, auf der Stelle und bleiben unbeweglich liegen.

Gleichwie ein Volk, von welchem die Alten weggeschossen oder auf sonst irgend eine Weise umgekommen sind und wo die Jungen noch schwach sind, sich einem andern Volke anschließt, ebenso vereinigen sich auch stark zusammengeschossene Völker oder schließen sich andern Völkern an. Namentlich der Verlust der Alten veranlaßt sie dazu, diese bleiben stets die aufmerksamen Beschützer der ganzen Familie und man wird ein Volk mit den Alten eher durch den Winter bringen als ohne dieselben. Der alte Hahn ist stets der Anführer des Volkes, er steht in der Regel zuerst auf, auch in der Paarzeit soll er nach der Ansicht mancher Jäger zuerst aufstehen.

Der Ruf der Henne ist kurz und klingt ungefähr wie Girl, der des Hahnes ist länger und lautet wie Girrlitt, auch manchmal wie Girrhäk als Lockton, bei jener wie Girrhik, laut und weittönend. Der Hahn giebt auch diesen Ruf von sich, wenn er einen Gegner zum Kampfe herausfordern will. Geängstigte Hühner lassen ein gellendes Ripriprip oder ein schnarrendes Tärt vernehmen, dem dann noch einige Mal das Girrhik folgt. Junge Hühnchen piepen wie zahme Küchlein und rufen später ein von der Stimme der Alten wohl zu unterscheidendes Tüpegirrtüp. Der Ausdruck der Behaglichkeit ist ein dumpfes Kurrük, der Warnungsruf ein sanftes Kurr. In neuester Zeit hat man die Beobachtung gemacht, daß angeschossene Rebhühner auch klagen. Die illustrirte Jagdzeitschrift „der Waidmann“ theilt folgende Fälle mit:

Am 7. Juli ds. Jahres. schoß der Jagdgenosse des Oberförsters Rölen in Kirchberg, Regierungsbezirk Koblenz, ein Rebhuhn flügellahm, welches im Fallen und auf dem Boden, ehe es zu laufen anfing, vier bis fünf Mal laut klagte. Der Ton glich dem Angstrufe eines jungen Haushähnchens, war auch eben so laut. Referent bemerkt, daß er von den vielen Hühnern, die er während 35 Jahren selbst erlegte und erlegen sah, sonst niemals einen Klageton gehört habe.

Ein Revierförster Schulz machte dem „Waidmann" folgende Mittheilung: „Zu der Notiz in Nr. 4 des „Waidmann" erlaube ich mir ergebenst mitzutheilen, daß wir schon einige Fälle dieser Art erlebt haben, aber nicht im Sommer, sondern im Spätherbste und Winter. Als ich vor einigen Tagen von meiner hohen Herrschaft den Auftrag erhielt, ein Paar Rebhühner zu schießen, begab ich mich aufs Feld und fand bald ein Volk von 15 Stück unweit eines Bächleins im Schnee umherlaufen. Der Bach enthält auf beiden Seiten Sträucher von Erlen ꝛc., welche ich benutzte, um ihnen auf einige vierzig Schritte nahe zu kommen. Aus dieser verdeckten Stellung feuerte ich einen Schuß auf ein einzelnes, im Schnee sich badendes Huhn ab, welches, stark geflügelt, mehrere Male hoch sprang und dabei die bekannten Klagetöne von sich gab. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß nach dem Schuß die andern sich nicht hoben, sondern laufend weiter gingen, worauf ich einige Sekunden in meiner Stellung verharrte und ein noch interessanteres Schauspiel erlebte. Eins trennte sich von den übrigen, trat den Rückweg an und eilte dem klagenden zu Hülfe. Es machte ähnliche Sprünge mit, jedoch lautlos. Da krachte der zweite Schuß und der muthmaßliche Retter erlag demselben Schicksal. Erst nach dem zweiten Schuß hoben sich die dreizehn und strichen in ein anderes Feld." Uns selbst sind in unserer Jägerpraxis derartige Fälle noch nicht vorgekommen.

Man nimmt an, daß es schwer sei, Rebhühner zu zähmen. Es sind aber doch viele Beispiele bekannt, daß jung aufgezogene sich den Menschen innig anschlossen. Brehm erzählt in seinem „Illustrirten Thierleben" von einem Rebhuhne, welches sich an einen Knaben angeschlossen hatte. Wenn dieser einige Stunden abwesend war und von der Schule oder Kirche nach Hause kam, begrüßte es ihn durch Entgegeneilen, Zupfen an den Kleidern u. s. w.; wenn er weggehen wollte, begleitete es ihn bis zur Thüre, flog an dieser empor, rief laut, kehrte unruhig zurück, ging nochmals dorthin, geberdete sich oft eine Viertelstunde lang untröstlich, begann manchmal, wenn man schon glaubte, daß es alles vergessen habe,

seine Klagen von neuem, belauschte die Tritte, hörte achtsam auf das Geräusch einer aufgehenden Thüre, blieb stehen, um zu horchen und eilte, wenn es die Tritte des Knaben erkannt hatte, freudig der innern Zimmerthüre zu, um ihn zu empfangen. Als das Huhn, gerade mit Sanden sich vergnügend, den Knaben einst weinen hörte, kam es von seinem Aufenthaltsorte quer durch das Zimmer gestürzt, lief sehr schnell und ersichtlich sehr besorgt um jenen herum, flog ihm auf den Arm, schaute ihm unter hastigen Bewegungen des Kopfes ins Gesicht und stieß ein sanftes „Tak" aus, unverkennbar in der Absicht, den Knaben zu beruhigen. Diese Zuneigung hatte sich ohne alles Zuthun seitens des Knaben herausgebildet. Ein anderes Rebhuhn wurde sehr bald zutraulich und gewöhnte sich an seine Pfleger, so daß es in Aufregung gerieth, wenn es Niemanden von der Familie um sich hatte.

Ueber gezähmte Feldhühner bringt ferner die Wiener Jagdzeitung im Jahrgang 1875, Nr. 17 folgende Mittheilung: „Im vorigen Frühjahre, als ich noch in Steiermark bedienstet war, war ich zufällig Zeuge, wie beim Mähen einer Wiese eine brütende Rebhenne, welche auf 17 Eiern saß, geköpft wurde. Ich eilte mit diesen Eiern nach Hause und legte selbe sofort einer brütenden Haushenne unter, hatte auch die Genugthuung, binnen wenigen Tagen sämmtliche 17 Hühnchen ausfallen zu sehen. Die Jungen zog ich ohne Henne auf, fütterte sie mit Ameiseneiern und gewöhnte sie nach und nach ins Freie, wo sie mich gerne begleiteten und auf meinen Pfiff jedes Mal herbeikamen. An meinen Vorstehhund gewöhnten sie sich derart, daß sie vor ihm keine Furcht zeigten, begegneten sie jedoch im Freien einem fremden Hund, so standen sie auf, strichen eine Strecke, kamen jedoch noch einiger Zeit auf meinen Ruf wieder zusammen. Fremden Menschen gingen sie nicht zu.

Ich blieb bis zum Monat September in Steiermark und übersiedelte nach dem, am rechten Ufer der Donau, gegenüber dem Markte Spitz gelegenen Orte Arnsdorf. Meine 17 Feldhühner nahm ich dahin mit und ließ selbe am nächsten Morgen im Hofraume aus dem Behälter, in welchem sie transportirt worden waren, auslaufen. Sie standen sofort auf und strichen über die Donau nach Spitz hinüber. Fest überzeugt, sie nicht mehr wieder zu sehen, war mein Staunen um so größer, die Hühner am Abend auf meinen Ruf über die Donau herbeistreichen zu sehen, wo sie mir in das ihnen ganz unbekannte Haus willig nachfolgten. Den Ausflug über die Donau nach Spitz wiederholten sie ziemlich häufig. Kam im

Felde eine fremde Person in ihre Nähe, so standen sie wie wilde Hühner auf, nur mir liefen sie nach, selbst in das Gasthaus.

Im Winter riefen mich Geschäfte für acht Tage vom Hause weg. Da Niemand meine Hühner pflegte, so verflogen sie sich und ich hörte durch einige Zeit Nichts mehr von ihnen. Als ich eines Abends von einer Jagd nach Hause ging und noch etwa eine Stunde von meiner Wohnung entfernt war, hörte ich Feldhühner rufen. Auf meinen gewohnten Pfiff kamen alsbald alle 17 Hühner*) herbeigestrichen und liefen mit mir nach Hause und zwar durch Dörfer, ohne sich von meiner Seite zu entfernen. Als sie sich später paarten, ließ ich sie oft hinaus, sie kamen jedoch gern zurück und verrichteten mehrere Hennen das Brütegeschäft im Zimmer, wo ihnen in Körben Nester vorgerichtet wurden."

In der Gefangenschaft erreicht das Rebhuhn ein Alter von vier bis sechs Jahren.

6. Krankheiten und Feinde, Nutzen und Schaden.

Krankheiten kennt man keine; höchstens wäre hier die große Empfindlichkeit der Jungen gegen Nässe zu erwähnen. Was das Ungeziefer betrifft, so werden die Rebhühner von der Vogellaus geplagt. Ob die Fußkrätze oder Fußrände, welche Fürstenberg bei Hühnern durch eine besondere, von ihm Knemidocoptes viviparus genannte Milbe bedingt fand, auch bei den Rebhühnern vorkomme, ist uns nicht bekannt geworden.

Feinde hat das arme Rebhuhn sehr viele. Unter den vierfüßigen Raubthieren steht der Fuchs obenan, welcher eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit, den Rebhühnern Abbruch zu thun, an den Tag legt, namentlich zur Paar- und Brütezeit, wo er manche brütende Henne auf den Eiern überrascht. Nach ihm kommt die wilde Katze, welche glücklicherweise in ebenen Revieren eine seltene Erscheinung ist. Desto häufiger ersetzt die Hauskatze die Stelle ihrer größern Schwester; auch diese beschleicht sehr gerne die brütenden Hennen auf dem Neste. Danach kommen die Marder, Iltisse und Wiesel. Unter den Raubvögeln ist der Hühnerhabicht der gefährlichste Feind der Rebhühner, diesem folgen der Sperber, rothe Milan, die Kornweihe, der Baum- und Lerchenfalke. Weniger Schaden thun die Bussarde und Gabelweihen, eben so auch

*) Merkwürdig ist, daß unterdessen keines von diesen Hühnern durch Raubzeug umgekommen ist, gefangen oder sonst erlegt wurde. v. Th.

die Eulenarten. Dagegen sind wieder gefährlicher der Kolkrabe, die Rabenkrähe und die Elster. Letztere ruinirt namentlich viele Hühnernester; selbst wenn die Henne brütend auf den Eiern sitzt, wird sie so lange und so oft von diesen unverschämten Dieben gereizt, bis sie endlich, einen von ihnen verfolgend, aufsteht und ihre Brut preisgiebt, denn sogleich fallen nun die andern über das Nest her und zerhacken die Eier. Ebenso wird jeder aufmerksame Jäger gewiß schon bemerkt haben, daß, wenn in der Nähe von Gebüschen ein Volk noch schwacher Hühner gesprengt wird, sich immer sogleich einige Elstern einfinden, die den besten Willen haben, die einzeln fliegenden Jungen wegzufangen. Die Eier der Rebhühner werden auch von den Igeln und Hähern zerstört.

Eine andere Sorte von Feinden, die man freilich nicht wie das Raubzeug ausrotten darf, sind die Bauern- und Hirtenjungen und vor Allem die Schlingen stellenden Wilddiebe, erstere namentlich durch das Ausnehmen der Nester.

Zwei andere Feinde, gegen welche der Jäger im Ganzen wenig vermag, sind nasse Jahre und anhaltende schneereiche Winter, vorzüglich Nachwinter. Namentlich starke Platzregen und Schlossenschauer im Sommer wirken zerstörend auf den Rebhühnerstand ein; in der Brütezeit werden die Eier zerstört und ist im Sommer eine anhaltende Regenzeit namentlich dann schädlich, wenn ein trockues, schönes Frühjahr vorherging, welches die Hühner verleitete, in die tieferen Gegenden der Wiesen, wo sie zur Zeit den üppigsten Pflanzenwuchs fanden, ihre Eier zu legen, die dann in der Regel vom Wasser überschwemmt werden. Auch ist es schlimm, wenn im Juni, überhaupt in der Zeit, in welcher die jungen Hühnchen eben ausgekommen sind, eine kalte Regenzeit eintritt, da diese sehr empfindlich gegen Nässe sind. Ein anhaltender Winter mit vielem Schnee, namentlich mit Eiskruste und besonders ein Nachwinter mit Schnee im März und April ist für die Rebhühner das schlimmste und im Stande, eine ganze Gegend zu entvölkern, wenn nicht der Jäger geeignete Vorkehrungen trifft, die nachtheiligen Folgen soviel als möglich abzuwenden.

Schließlich möchten wir noch als Feind der Rebhühner diejenigen Jagdbesitzer bezeichnen, welche von der echt waidmännischen Behandlung und dem Betriebe einer Jagd Nichts verstehen.

Was den Nutzen, den die Rebhühner im Naturhaushalte gewähren, betrifft, so ist allgemein bekannt, daß das Rebhühnerwildpret sehr zart, gesund und wohlschmeckend, namentlich auch sehr leicht verdaulich ist. Oefters und längere Zeit genossen soll dieses Wildpret gewisse Unbequem-

lichkeiten veranlassen, denn wir lesen in Claudii Quilleti „Kunst schöne Kinder zu zeugen" im zweiten Buche:

Nimirum crudam si ad laeta cubilia portas
Perdicem, incoctaque agitas genitalia coena,
Heu! tenue effundes semen, nec idonea pulchrum
Materies fundabit opus. Siste ergo per horas
Aliquot etc. —

Die Eier und besonders den Dotter hält man für eine Kraft verleihende Speise.

Bei den hohen Preisen, in welchen gegenwärtig alles Wildpret steht, kann ein gut besetztes Rebhühnergehege einen ganz hübschen Ertrag abwerfen und ist daher der Nutzen nicht unbedeutend.

Einen weitern Nutzen bringen die Rebhühner durch Vertilgung von Forstinsekten. Schon vor über 20 Jahren theilte Pfeil in seinen „Kritischen Blättern" einen Fall mit, der diese Thatsache vollkommen beweist. Im März 1853, wo alles Wild außerordentlichen Mangel litt, hielten sich fünf Rebhühner in einer Kiefernschonung auf. Da hier, wo festgefrorner Schnee den Boden Fuß hoch bedeckte und nirgends ein Grashalm zu erblicken war, von dessen Körnern sie sich hätten nähren können, es ganz unerklärbar war, wovon die armen Thiere lebten, so wurden darüber nähere Untersuchungen angestellt. Bei frisch gefallenem Schnee konnte man deutlich spüren, daß sie an den in dieser Schonung vorhandenen faulen Stöcken die darin befindlichen Larven und Käfer aufgesucht und aus dem faulen Holze ausgehackt hatten, auch fanden sich in dem Gestüber die Ueberreste der verzehrten Käfer, Theile der Flügeldecken u. s. w. vor. Oberforstrath Dr. Pfeil bemerkt hierzu sehr richtig: „da bekanntlich die faulen Stöcke die Brutstätte der so schädlichen Rüsselkäfer sind, so wird man die Rebhühner künftig auch unter die nützlichen Insektenvertilger zählen müssen."

Der Schaden ist sehr gering, kaum nennenswerth. Bei der geringen Körpergröße des Rebhuhns ist es leicht ersichtlich, daß seine Ernährungsweise den Feldfrüchten nicht sehr schädlich werden kann. Die Rebhühner fallen gern auf die frischgesäeten Saaten ein und thun hier durch Scharren und Aufsuchen der Saat anscheinend Schaden, dieser ist jedoch, soviel Geschrei auch manche jagdfeindliche Landwirthe darüber erheben, wohl immer nur ein scheinbarer, denn nach wenigen Wochen hat das umstehende Getreide sich meist so bestockt und ausgebreitet, daß die früheren Lücken nicht zu sehen sind. Einen nachtheiligen Einfluß auf den Ernteertrag

wird eine solche partielle und zeitweilige Beschädigung wohl nie haben. Auch auf den Rapsfeldern, auf denen die Rebhühner gern im Herbst und Winter liegen und die zarten Blätter zur Nahrung benutzen, wird von den Landwirthen oft über Rebhühnerschaden geklagt, aber mit demselben Unrecht wie auf den Getreidefeldern, denn ein wirklicher Ertragsausfall ist wohl niemals nachzuweisen. Auch in Weinbergsgegenden sollen die Rebhühner durch Beschädigung der niedrig hängenden Trauben den Winzern schädlich werden, jedoch kann auch dieser Schaden kein erheblicher genannt werden und wird derselbe immer auf eine kleine bestimmte Lokalität beschränkt bleiben.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die betreffenden Jagdbesitzer Alles aufbieten sollen, dieses harmlose und nützliche Wild zu hegen und zu pflegen.

III.

Jagd und Fang.

A. Die Hühnerjagd.

Die verschiedenen Jagdbetriebsmethoden sind: 1) Die Suche mit dem Hühnerhund; 2) das Schießen auf den Ruf; 3) das sogenannte Kesselschießen.

1. Die Suche mit dem Hühnerhund.

Die Rebhühnerjagd nimmt gewöhnlich um Bartholomäi oder am 1. September ihren Anfang, weil sodann die Felder größtentheils leer sind und man die Hühner mit desto mehr Bequemlichkeit und ohne den Feldfrüchten zu schaden, aufsuchen kann, die Jungen, die von einem etwaigen zweiten Gehecke ausgenommen, größtentheils ausgewachsen sind und zu schildern anfangen. Auch halten zu dieser Zeit die Hühner den Hund am besten aus und fallen gemeinhin schon nach dem ersten oder zweiten Schuß auseinander (sprengen sich).

Eine sehr beliebte Vorkehrung, um den Erfolg einer Hühnerjagd zu sichern, ist das sogenannte Verhören. Zu diesem Zwecke begiebt man sich des Abends vor dem Tage der Jagd in die Gegend, wo man mehrere Völker Hühner weiß oder vermuthet oder sie in der Paar- oder Brütezeit angetroffen hat, und stellt sich an einem etwas erhabenen Orte an, um nach allen Seiten hin gut horchen und auch umherschauen zu können. Wir

haben bereits in der Naturgeschichte des Rebhuhns kennen gelernt, wie sich die Hühner bei dem Einfallen und Zusammenlocken verhalten. Man wartet nun ab, bis sie locken und merkt sich den Ort genau, wo sie zum dritten Male einfallen; Tags darauf, ehe der Morgen graut, stellt man sich dort wiederum an, um zu erfahren, wo sie nach der Morgenlockung zum dritten Male einfallen. Diesen Ort merkt man sich genau. Es kann jedoch vorkommen, daß die Hühner in der Zwischenzeit vom Verhören bis zur Jagd durch irgend einen Zufall aufgethan und dann doch nicht mehr an dem Orte, wo sie zum dritten Male eingefallen, gefunden werden, vielleicht sehr schwer wieder zu finden sind. Das Verhören hat daher nicht immer den beabsichtigten Erfolg. In einem pfleglich behandelten und gut besetzten Reviere müssen überhaupt immer so viele Hühner vorhanden sein, daß man nicht erst lange danach zu suchen braucht; da ist dann das Verhören ganz unnöthig. Ein revierkundiger Jäger muß ohnedies in der Regel die Gegend wissen, wo Hühnervölker zu liegen pflegen, besonders wenn er vor Aufgang der Jagd, wie es seine Pflicht ist, die Orte, wo die Hühner ihr Lager nehmen und in einem Kessel beisammen liegen, was er theils an der Erdhöhlung, theils an dem darin befindlichen „Gebräche" erkennen kann, beobachtet hat.

Die Morgenstunden sind, besonders an einem heißen Tage, zu der Hühnerjagd die bequemsten. Sobald die Sonne hoch am Himmel steht und der Boden trocken ist, ist die Jagd sowohl für den Jäger wie für den Hund äußerst ermüdend. Es kommt jedoch hierbei auf die Witterungsverhältnisse an. Ist z. B. in der Nacht ein starker Thau gefallen oder ist der Boden von Regen sehr durchnäßt, so eignen sich die früheren Morgenstunden nicht gut zur Hühnerjagd, weil der Hund leicht Wasser in die Nase bekommt und dadurch ihm das Finden erschwert wird. Auch liegen die Hühner, so lange die Felder noch durchnäßt sind, selten fest und halten den Hund nicht gut aus. Man thut daher in solchen Fällen besser, die Suche erst dann zu beginnen, wenn Sonnenschein und Luft den Boden etwas abgetrocknet haben. Eine kühle, etwas windige Witterung ist zur Hühnersuche die angenehmste, weil man an solchen Tagen von Vormittags bis gegen Abend unausgesetzt fortsuchen kann, ohne die Hunde oder sich selbst zu sehr zu ermüden. An sehr windigen Tagen wird man nicht viel ausrichten, da die Hühner bei solcher Witterung nicht gut halten. Am besten halten sie den Hund in den Mittagsstunden aus. Länger als bis gegen 4 Uhr Nachmittags jagt man nicht gerne nach Hühnern. Wir haben übrigens in den Stunden von 3 Uhr Nachmittags bis gegen Abend oft auch

ganz gute Hühnerjagden gemacht und ist diese Zeit bei großer Hitze, wenn man nicht erst weit zu gehen braucht, zu empfehlen.

Ein Hauptrequisit zum Betriebe der Hühnerjagd ist ein guter, ferm dressirter Vorstehhund. Wer im Besitze eines solchen ist, wird nicht nur eine größere Beute erzielen, vorausgesetzt, daß er selbst ein guter Jäger, resp. Schütze ist, sondern auch das Jagen selbst wird ihm mehr Vergnügen bereiten. Es ist nicht der Zweck dieses Werkes, die Dressur des Hühnerhundes zu behandeln und verweisen wir diejenigen Leser, die sich hierüber unterrichten wollen, auf die vielen über dieses Thema erschienenen Schriften*); wir wollen hier nur Einiges speciell auf die Hühnerjagd Bezügliches über die Behandlung des jungen Hühnerhundes sagen. Eine Haupteigenschaft für einen guten Hühnerhund ist eine gute, richtige Suche und eine gute Nase, d. h. er muß hoch, folglich im Winde, recht fleißig und flüchtig suchen und zwar nicht immer geradeaus, sondern links und rechts, nach allen Seiten hin. Beides ist Raceeigenschaft; es giebt Vorstehhunde, die immer mit der Nase auf dem Boden suchen und mehr dem Geläufe des Wildes folgen als im Winde suchen. Der Grund davon liegt lediglich in einer schlechten Nase und alle dagegen angepriesenen Mittel, wie der Storchschnabel, das häufige Suchen im hohen Spitzgrase, helfen Nichts. Man wird zwar dadurch allenfalls den Hund dahin bringen, daß er die Nase hoch trägt, nie aber wird man die Nase selbst verbessern können und doch liegt der Grund der niedrigen Suche einzig und allein in der schlechten Nase. Man sehe daher, wenn man sich einen Vorstehhund kauft, gleich darauf, daß derselbe von guter Race sei und lasse sich denselben auf dem Felde vorführen, um seine Suche beurtheilen zu können. Namentlich sehe man, was die Gestalt anlangt, darauf, daß der Oberkopf stark, etwas länglich, die Stirne breit und wohlgeebnet, die Nase breit, die Nasenlöcher groß und weit geöffnet seien, denn das ist ein Zeichen von einer guten Nase. Kleine Augen, schmale Köpfe, schmale Nasen sind stets Zeichen von unreiner Abkunft.

Sucht der Hund nur immer geradeaus — und dies taugt deshalb Nichts, weil er dann nur immer das Wildpret, das gerade vor ihm sitzt

*) Man vergl. v. Thüngen, „der Jagdhund, 5. Aufl. von Thons Unterricht, alle zur Jagd nöthigen Hunde abzurichten" (Weimar, Voigt) — Oswald, „der Vorstehhund" 3 Aufl. (Leipzig, Ernst Keil) — „Anleitung zur zweckmäßigen Erziehung und Dressur der zur Niederjagd gehörigen Hunde" (Würzburg, A. Stuber).
v Th.

oder liegt, in die Nase bekommt, zur Seite aber Alles liegen läßt und vorbeigeht — so muß man ihm diesen Fehler, der größtentheils ein Racefehler ist, dadurch abzugewöhnen suchen, daß man sich bald rechts bald links wendet, und bei jeder Wendung den Hund unter dem Zuruf: Herum! ebenfalls eine andere Wendung zu nehmen nöthigt. Ferner achte man darauf, daß der Hund anfangs, ehe man sich auf ihn verlassen kann, nicht zu viel Feld nehme, d. h. daß er sich nicht weiter vom Jäger entferne, als dieser das Wildpret, das etwa vor dem Hunde aufstößt, mit der Flinte zu erreichen im Stande ist. Sobald er daher die gewöhnliche Distance von 40 -- 50 Schritten überschreitet, ruft der Jäger Herum! beim zweiten Fehler aber Sachte! Es gilt dies jedoch nur von jungen, nicht vollkommen zuverlässigen Hunden. Fermen, im Vorstehen festen Hunden kann man unbedenklich mehr Raum lassen; wir ziehen sogar solche Hunde, welche weit hinaus suchen, vorausgesetzt, daß sie fest vorstehen, denjenigen, welche in der Nähe suchen, vor und zwar deshalb, weil jene mehr und schneller finden. Wird der junge Hund, wenn er Wild wittert, allzu hitzig, so rufe man ihn ab und lasse ihn unter dem Zurufe: Zurück! einige Zeit hinter sich hergehen; erst dann, wenn die Hitze verraucht ist, muntere man ihn wieder zum Suchen auf.

Sobald man an dem Benehmen des Hundes gewahr wird, daß er die Hühner in die Nase bekommt, ruft man ihm sachte! sachte! hab Acht zu! damit er nicht in Hitze gerathe. Steht er fest vor, so warne man ihn, daß er aushält, durch den Zuspruch: Couche! mein Hund, hab Acht! und lobt ihn. Man läßt ihn dann unter dem Zuruf: Avance! näher heranziehen und stößt die Hühner selbst auf. Es ist dies zweckmäßiger, als wenn man den Hund einspringen läßt, denn einmal stoßen die Hühner mit minderer Schnelligkeit auf und sind leichter zu schießen und dann wird der Hund zu größerer Ruhe gewöhnt und nicht so leicht zum Nachprellen veranlaßt.

Sollte der Hund anstatt vorzustehen einspringen und dem aufstoßenden Wilde nachprellen, so nehme man ihn, sobald er zurückkommt, an die Leine, führe ihn an das Lager des Wildes, strafe ihn durch Rucke mit der Leine und lasse ihn so lange couchen, bis man das Lager unter dem warnenden Zuspruche: Couche! mein Hund, hab Acht! einige Mal umkreiset hat. Man hüte sich aber in diesem Falle nach dem vom Hunde vorsätzlich aufgestoßenem Wilde zu schießen. Dieser Fehler, nämlich das Schießen gerade in dem Augenblicke, wo der Hund nicht das Vergnügen zu apportiren, sondern eine derbe Züchtigung verdiente, wird nur zu oft,

nicht nur von Dilettanten, sondern auch von Jägern vom Fache begangen. Wie nachtheilig dies ist, zeigen die Folgen. Der Hund bringt das geschossene Wild und glaubt nun, seine Sache recht gut gemacht zu haben und man kann ihn auch nicht strafen, weil er nicht weiß, warum er gestraft wird. Den vorher begangenen Fehler läßt man also ohne entsprechende Züchtigung hingehen und der Hund wird bei Gelegenheit ihn wieder begehen.

Sehr gut ist es, den jungen Hühnerhund, wenn er vor Hühnern steht, öfters abzurufen und wieder anzubringen, namentlich wird dadurch die Leidenschaft des Hundes bezähmt, er lernt sich beherrschen und gewöhnt sich, schon in gehöriger Entfernung dem Jäger das Wild anzuzeigen, was immer ein großer Vorzug bleibt und durchaus unentbehrlich ist, um auch auf kahlen Feldern in der spätern Jahreszeit noch bedeutende Hühnerjagden zu machen. Denn nur, wenn der Hund weit vorsteht, halten sie dann noch aus, nicht aber, wenn er wie im August und September bis auf wenige Schritte an sie heranrückt. Er lernt dann auch, wenn die Hühner wild und eingeschüchtert vor ihm laufen, langsam nachziehen.

Wenn der Hund vorsteht, so hüte man sich, gleichviel ob er noch jung oder schon ganz ferm dressirt ist, mit schnellen Schritten zu ihm zu eilen, denn es ist dies gerade das Mittel, ihn hitzig zu machen und zum Einspringen zu veranlassen.

Wenn der Hund vorgestanden, der Jäger die Hühner aufgestoßen und eines oder zwei herabgeschossen, der Hund die Beute herbeigebracht hat, dann rufe man ihn, ebenso auch wenn gefehlt worden ist, gleich zu sich heran und lasse ihn neben sich sitzen, bis man wieder geladen hat, lasse ihn aber nie nach dem Schusse schwärmen. Hat man wieder geladen, dann geht man weiter und fordert ihn wieder zum Suchen auf.

Wir glauben hiermit das Nöthigste über die Behandlung des jungen Hühnerhundes gesagt zu haben; weitere Einzelnheiten werden bei der Darstellung des Betriebes der Hühnerjagd selbst noch besprochen werden.

Zu den ferneren Jagdrequisiten gehört der Anzug; derselbe sei einfach, leicht und bequem. Sehr zu empfehlen sind die sogenannten Tyroler Jagdjoppen, welche zur eigentlichen Hühnerjagdzeit von leichterem, später und im Winter von wärmerem Stoffe getragen werden. Das Schuhwerk muß dauerhaft, nicht schwer, die Kopfbedeckung (runder Filzhut oder Mütze) leicht und bequem sein. Ferner: ein gutes Doppelgewehr, gleichviel ob Vorder- oder Hinterlader. Für den, der fertige Patronen führt, was bei Lefaucheux- und Lancastergewehren immer der Fall ist, ist eine Patron-

tasche erforderlich, für solche, die Vorderlader führen, Schrotbeutel, Pulverhorn und Zündhütchen. An der Jagdtasche dürfen die sogenannten Hühnerschlingen nicht fehlen, weil es für die Erhaltung der geschossenen Hühner nicht gut ist, wenn sie in der Jagdtasche nach Hause getragen werden; dieselben sollen stets der Luft ausgesetzt sein. Im Anfange der Hühnerjagd bedient man sich der Schrote Nr. 6 oder Nr. 5, bekannt unter dem Namen „Hühnerschrote", späterhin der Schrote Nr. 4 oder Nr. 4 und Nr. 5 gemischt.

Nehmen wir nun an, daß der Jäger oder Jagdfreund mit allen zum Betriebe der Hühnerjagd nöthigen Erfordernissen versehen, namentlich im Besitze eines „ferm" dressirten Vorstehhundes ist und beginnen wir mit der Jagd selbst!

Am geeignetsten ist es, die Hühnersuche allein oder mit einem sachverständigen Gefährten zu betreiben. Es ist gut, mit diesem vorher dahin überein zu kommen, daß, wenn ein ganzes Volk aufstößt, jeder auf ein einzelnes Huhn von denen, die auf seiner Seite auffliegen, schießt, dagegen, wenn nicht das ganze Volk, sondern nur ein einzelnes Huhn aufsteht, der welcher am nächsten ist, schießen muß.

Bei der Suche selbst, mag dieselbe allein oder in Gesellschaft ausgeübt werden, ist folgendes zu beobachten. Man zieht mit einem fermen Hühnerhunde in die Gegend des Reviers, wo man weiß, daß Hühner liegen oder beim Verhören beobachtet hat. Ist man dort angekommen, so läßt man den Hund revieren*) und muntert ihn mit dem gewöhnlichen Zuspruche: Allons, cherchez! oder Such, such, mein Hund! zum Suchen auf. Man sucht immer gegen den Wind oder noch besser mit Seitenwind. Nie gestattet man, daß der Hund, wenn er die Hühner in die Nase bekommt, alle Augenblicke stutze, und stehen bleibe; man veranlasse ihn dann zum rascheren Vorgehen, wie man ihn überhaupt, wenn er träge sucht, zum fleißigeren Suchen aufmuntern muß. Dieses oftmalige Stutzen kommt übri-

---

*) Manche Jäger sind der Ansicht, den Hund nicht eher von der Leine oder vom Nachgehen zu lassen, bis man in die Gegend kommt, wo man Hühner auf Grund des Verhörens vermuthet. Wir sind dieser Ansicht nicht, denn erstens ist es nicht immer sicher, die Hühner da zu finden, wo man sie beim Verhören beobachtet hat, und dann kann man, wenn man den Hund gleich beim Betreten des Jagdterrains revieren läßt, oft Hühner finden, wo man sie nicht vermuthet. Ist der Hund sonst ferm und zuverlässig, so kann man ihn unbedingt gleich beim Betreten des Jagdterrains revieren lassen und muß dies geschehen, wenn man die Hühner nicht verhört hat. v. Th.

gens daher, daß der Hund mehr dem Geläufe der Hühner folgt als im Winde sucht und die Hühner nicht gut halten, sondern vor ihm laufen. Man thut am besten, wenn der Hund zu langsam nachzieht, ihn wie einen Schweißhund abzutragen und dann von der entgegengesetzten Seite die Suche zu beginnen, damit er Wind von den Hühnern und nicht vom Geläufe bekomme.

Zieht der Hund an, so macht sich der Jäger schußfertig und warnt ihn vor dem Hitzigwerden durch ein scharf gesprochenes: „Langsam, langsam! Geht das Anziehen in festes Vorstehen über, so ermahnt der Jäger den Hund zum fermen Aushalten durch den gezogenen, öfters wiederholten Ruf: Couche, mein Hund, hab Acht! geht einige Schritte zurück, um die oft dicht vor dem Hunde liegenden Hühner nicht aufzusprengen, umkreiset sie, sucht ein von dem Volke abgesondertes Huhn zu erblicken, schießt dieses mit dem einen Lauf, mit dem andern aber unter das aufgestandene Volk, worauf er, wenn ihm der Pulverdampf die Aussicht benimmt, schleunigst auf die Seite springt, um zu sehen, wo die Hühner einfallen. Es ist dieses Schießen im Sitzen jedoch nicht nöthig und kann man auch gleich, wenn der Hund vorsteht, die Hühner aufstoßen.

Jedes erlegte Stück muß der Hund apportiren, aber nie gestatte man, daß der Hund den fortstreichenden Hühnern, mag nun gefehlt oder eines angeschossen sein, nachprelle. Nur wenn eines flügellahm geschossen und sogleich eingefallen, aber weiter gelaufen ist, gebe man zu, daß er augenblicklich und selbst eilig auf dem Geläufe nachziehe, weil es oft erst in weiter Entfernung sich drückt und dann so sich zu verbergen sucht, daß es, wenn der Hund einmal abkommt, schwer wiederzufinden ist.

Wenn das Volk beisammen ist und vor dem Hunde aufsteht, so muß man immer auf ein einzelnes Huhn abhalten. Man schießt, wenn man sich durch den Irrthum, mehrere auf einmal erlegen zu wollen, unter das ganze Volk zu halten bewegen läßt, selbst dann, wenn dieses nahe bei einander auffliegt, gewöhnlich fehl. Dagegen wissen es geübte Schützen so abzuwarten, daß sie erst dann losdrücken, wenn zwei Hühner in einer Linie fliegen und es giebt Jäger, welche es darin zu einer solchen Fertigkeit gebracht haben, daß sie beim ersten Schuß auf ein ganzes Volk fast immer zwei erlegen. Am leichtesten ist es, auf Hühner von hinten, wenn sie vom Schützen wegfliegen, zu schießen, was am häufigsten vorkommt; man hält in diesem Falle am besten, wenn der Vogel hoch fliegt, dicht vor die Brust, wenn er tief fliegt, auf den Schwanz; muß man von vorne schießen,

so hält man auf die Schnabelspitze, bei Seitenschüssen dicht vor die Brust*).

Fast alle Jäger, welche wir zu beobachten Gelegenheit hatten — und auch wir gehören dazu — pflegten die Hühnervölker von derjenigen Seite her anzugreifen, wo die Hunde vorstanden. Diezel sagt darüber Folgendes: „Mehrere Gründe haben mich bestimmt, ein anderes System zu befolgen und von der entgegengesetzten Seite her, nämlich dem Hunde gegenüber, die Hühner aufzuthun, wenn sie vorher noch nicht gesprengt waren. Die Beweggründe, welche mich veranlaßten, so und nicht anders zu verfahren, waren folgende:

Erstens reizt jedes Geräusch, jeder Fußtritt und dergl., den der vorstehende Hund hinter sich herkommen hört, ihn, so lange er noch nicht vollkommen ruhig und abgeführt ist, zum Vorrücken, besonders wenn er von sehr neidischer und mißgünstiger Gemüthsart ist, mithin besorgt, das Geräusch hinter ihm möge von einem andern Hunde herrühren, der ihm zuvorkommen wolle; sieht er dagegen seinen Führer vor sich, so wird er aus Furcht vor der Strafe, die ihm schon durch ein bloßes Drohen mit dem Finger oder durch ein leises „Pst“ angedeutet wird, nur selten wagen, auch nur um einen einzigen Schritt vorzurücken, viel weniger wirklich einzuspringen.

Zweitens lassen sich alte und junge Hühner, selbst wenn letztere schon ziemlich stark sind, besonders aber Hahn und Henne, bei weitem schneller und sicherer von einander unterscheiden, wenn sie seitwärts an den Schützen vorbeistreichen, als wenn er sie blos von hinten sieht, was für mich bei dem hohen Grade von Sorgfalt, die ich mir von jeher hinsichtlich der strengsten Schonung der Hennen und namentlich der alten Hennen zum Gesetz gemacht habe, stets eine Sache von großer Wichtigkeit war.

Drittens halten die Hühner in der Regel besser aus, wenn sie sich zwischen Hund und Jäger eingezwängt sehen, als wenn beide Feinde von ein und derselben Seite her auf sie zukommen; es wird daher auch das für den Jäger so erwünschte Auseinanderstieben des ganzen Volkes leichter bewirkt.

Viertens wird auch ein besonnener und ruhiger Schütze dadurch in den Stand gesetzt, um vieles schneller und sicherer die Stelle wahrzunehmen, wo etwa zwei Hühner — denn mit 3 und 4 ereignet sich der Fall

---

*) „Am Huhn von vorn, von hinten am Hasen
Ist leicht das Blei umsonst verblasen.“ v. Th.

nur selten und meist nur dann, wenn die Ketten sehr starkzählig sind — dicht neben einander streichen und sodann diesen günstigen Moment benützen, um womöglich mehrere Stücke auf einen Schuß zu erlegen und dabei dennoch beide Schüsse des Doppelgewehres anzubringen; denn sie kommen ihm bei dieser Art von Bewegung, das heißt, wenn ihr Flug einen Bogen um ihn herum bildet, bei weitem nicht so schnell aus den Augen, als wenn er sie blos von hinten sieht.

Diese Methode eignet sich hauptsächlich für solche Schützen, die noch nicht Gewandtheit genug besitzen, um mit jedem Lauf ein Huhn zu treffen und daher weit besser daran thun, sich erst gehörig zu überzeugen, wo ein Doppelschlag zu machen ist, bevor sie ihren Schuß abgeben, und sie haben auch, wenn sie nur einmal schießen wollen, sobald das aufgestandene Volk ihnen die Flanke zeigt, vollkommen Zeit dazu, sich des eben bezeichneten Vortheils zu versichern.

Endlich will ich auch noch eines andern Vortheils gedenken, der hieraus sowohl für die zwei- als vierbeinigen Anfänger erwächst. Es ereignet sich nämlich nicht gar selten der Fall, daß junge hitzige Hunde dem vor ihm aufgestandenen und niedrig am Boden hinstreichenden Vogel nachprellen. Dies hat nun zwar bei einem ruhigen und kaltblütigen Schützen Nichts zu sagen, denn dieser weiß sein Tempo in Acht zu nehmen und wartet den Augenblick ab, wo der Vogel dem Hunde weit genug voraus ist, allein der Mindergeübte, wenn er besonnen und vernünftig ist, wagt es gar nicht, unter so mißlichen Umständen zu schießen, während ein hitziger und leidenschaftlicher Novize in solchen Fällen nicht selten in Gefahr geräth, seinen Hund zu verletzen.

Dieser doppelte Nachtheil wird vermieden, wenn man dem vorstehenden Hunde entgegengeht, denn der aufstiebende Vogel mag sich nun rechts oder links wenden, so hat man immer freien Schuß und darf nicht fürchten, den etwa rasch nachfahrenden Hund zu treffen, selbst dann nicht, wenn vielleicht der Schuß nur langsam explodiren sollte".

Ein anderer tüchtiger Waidmann hat, indem er Diezels Ansicht zu widerlegen versuchte, sich folgendermaßen über dieses Thema ausgesprochen:

„Es werden sich Gründe für und wider diese Angriffsmethode anführen lassen.

Erstere sind:

1) daß der Hund zum Einspringen weniger gereizt wird; 2) daß Alter und Geschlecht der Hühner leichter zu erkennen ist; 3) daß die Hühner in der Regel besser aushalten, leichter auseinander gesprengt und in Folge

dessen einzeln aufgelesen werden können; 4) daß dem Nachprellen des Hundes vorgebeugt wird und der Schütze die links oder rechts streichenden Hühner ohne Gefahr für den Hund erlegen kann.

Gegen einen solchen Angriff dürften sprechen:

1) daß der weniger ruhige Schütze durch die zwischen ihm und dem Hunde in der Regel nahe und geräuschvoll aufstehenden und um ihn herum und über seinen Kopf wegstreichenden Hühner die nöthige Ruhe und Besonnenheit verliert; 2) daß für ihn in solchem Falle das Treffen schwieriger ist, als wenn die Hühner in gerader Richtung von ihm abstreichen; 3) daß durch das Zertheilen der Kette das Kreuzen und Nahezusammenstreichen mehrerer Hühner sich seltener ereignen wird, als bei nicht gewaltsam zersprengten Ketten; 4) daß es nur dem geübten Schützen keine schwierige Aufgabe ist, in solchen Fällen die Stelle schnell und sicher zu erkennen und zu benutzen, wo etwa zwei oder mehrere Hühner auf einen Schuß zu erlegen sind, während es für den mittelmäßigen und schlechten Schützen eine zu schwierige Aufgabe ist, indem diesen beiden die zur Ausführung eines solchen Vorhabens nöthigen Eigenschaften abgehen; und 5) daß bei einem derartigen gemeinschaftlichen Angriff von Seiten nicht vollständig ruhiger und besonnener Schützen leicht ein Unglück entstehen kann, indem, wie ich leider zu beobachten Gelegenheit hatte, wegen eines durch die Schützenlinie durchstreichenden Huhnes die Nachbarschaft in Lebensgefahr gebracht würde.

„Ich möchte deshalb zum Angriff der Hühner in der Richtung gegen den Kopf des vorstehenden Hundes zu nur bedingt rathen und zwar:

1) einem oder mehreren zuverlässigen Schützen, weil diese jene aus der besprochenen Angriffsmethode entspringenden Schwierigkeiten des Treffens leicht überwinden, der hieraus entspringenden Vortheile aber theilhaftig werden; 2) auch dem weniger geübten und noch hitzigen Schützen, welcher mit einem ebenfalls nicht festen Hunde allein jagt, weil hierdurch die seinem Hunde beim Nachprellen drohende Gefahr größtentheils beseitigt wird und dieser Punkt sicherlich größere Berücksichtigung verdient als der ihm durch die schwierige Aufgabe des Treffens etwa verursachte Nachtheil.

„Unbedingt abrathen von einer solchen Angriffsmethode möchte ich aber:

1) einer Gesellschaft, ganz oder theilweise aus Anfängern oder hitzigen Schützen bestehend aus Gründen der persönlichen Sicherheit; 2) dem mit einem erfahrenen, ruhigen Hunde suchenden Anfänger, weil dessen zum

Nachprellen nicht geneigter Hund in die ihm hieraus erwachsende Gefahr nicht kommen, der Schütze aber nicht durch geräuschvoll und nahe vor ihm aufgehende und ihn umstreichende Hühner außer Fassung gebracht, sondern die gerade von ihm abstreichenden Hühner leichter treffen und sich also im Schießen früher ausbilden wird.

„Auch dürfte den örtlichen Verhältnissen und dem Stande der Sonne einige Rechnung zu tragen sein. Liegen z. B. die Hühner in oder ganz nahe an höherem Holze und steht zu erwarten, wie das fast immer der Fall ist, daß sie in dasselbe einstreichen, so möche ich stets den Angriff von hinten vorziehen, weil durch die entgegengesetzte Manipulation unter solchen Verhältnissen das ohnedies schon erschwerte sichere Treffen noch schwieriger gemacht wird. Oder ist zu vermuthen, daß die Hühner nach der niedrig am Horizonte stehenden Sonne zu streichen, so würde ich, wenn sonst kein wichtiger Grund dagegen spräche, für den Angriff von vorne stimmen, weil in einem solchen Falle die Sonne mit dem Gegner getheilt, mithin der Erfolg zu Gunsten des Schützen physisch nicht unmöglich gemacht wird."

Wir müssen uns mit dieser Deduction vollkommen einverstanden erklären. —

Eine Hauptregel ist, sich zu bemühen, das Volk sobald als möglich zu sprengen, da die einzeln liegenden Hühner den Hund wie den Jäger besser aushalten und auch leichter zu schießen sind. Dem einzelnen Jäger gelingt dies nicht so leicht als einer ganzen Gesellschaft. Geht man allein auf die Hühnersuche, so hilft man sich am besten damit, daß man, wenn ein Volk aufsteht, nicht wartet, bis die Hühner im Streichen sind, sondern gleich beim Aufstehen mit beiden Läufen in kurzen Absätzen blind unter das Volk schießt und sie durch eiliges Verfolgen, Aufjagen und Schießen so beunruhigt, daß man gewöhnlich schon beim dritten Einfallen ein gesprengtes Volk hat.

Ist ein ganzes Volk oder ein Theil des gesprengten in einem Gehölze eingefallen, so gebe man sich keine Mühe, im Holz mit dem Hunde zu arbeiten, sondern bemühe sich, sie womöglich wieder ins freie Feld zu bringen. Dies kann durch Heraussprengen oder Herauslocken geschehen. Um ersteres zu bewerkstelligen, verbirgt sich, sobald die Hühner einzeln oder im ganzen Volk ins Holz eingefallen sind, der Jäger; den Hund an der Leine, am Saum des Holzes oder in einem nahe gelegenen Gesträuch und wartet da bis die gesprengten oder, wenn das ganze Volk eingefallen ist, die von ihm einzeln weggelaufenen Hühner zu rufen an-

fangen. Sobald der letzte Ruf ertönt hat, ein Zeichen, daß die Hühner sich wieder gesammelt haben, so merkt sich der Jäger den Platz, wo er diesen letzten Ruf gehört, schleicht sich einen weiten Bogen schlagend, so in das Gehölz, daß er den Hühnern gerade in den Rücken kommt, läßt nun den Hund revieren, anziehen, vorstehen und einspringen. Gewöhnlich streichen die Hühner wieder aufs Feld hinaus, sollten sie aber rechts oder links oder gar rückwärts doch wieder ins Holz einfallen, so ist es das Beste, diese Hühner zu verlassen und ein neues Volk aufzusuchen. Es giebt Hühner, von den Jägern Holzböcke genannt, die einmal im Holze eingefallen, nicht mehr hinauszubringen sind, bis sie Abends selbst hinauslaufen. Kommt es vor, daß ein Volk, ohne gesprengt zu sein, in ein Holz einfällt, so braucht man nicht erst das Rufen abzuwarten. Sind sie so eingefallen, daß sie mit der Front ins Holz hinein zu liegen, so thut man am besten, sie in der Front anzugreifen. Steht der Hund im Rücken der Hühner vor, so greift man sie dem Hunde gegenüber an.

Beim Herauslocken verfährt man auf folgende Weise: Hört der am Waldsaume oder, noch besser, wenn er da guten Wind hat, in einem nahen Feldgesträuch verborgene Jäger die Hühner im Holz sich zusammenrufen, so nimmt er seinen Hühnerruf und lockt damit. Die Hühner laufen an den Rand des Holzes, selbst die gesprengten und in der Nähe liegenden stehen wieder zu und das Volk, statt in das Holz zurückzulaufen, nimmt immer mehr das Feld an. Jetzt läßt der Jäger den Hühnern einige Ruhe und geht sie dann, selbst bei nicht gutem Wind, von rückwärts d. h. so an, daß er aus dem Holz heraus, in gerader Richtung auf sie die Suche vornimmt. Schließlich bemerken wir noch, daß man in Gehölzen, welche nicht zu hoch sind, um mit Erfolg schießen zu können, oder nicht zu geschlossen bestanden, überhaupt derart sind, daß man den Hund übersehen kann, die Hühner immerhin da aufsuchen kann, jedoch nehme man dabei weniger Rücksicht auf den Wind, als darauf, daß sie, hier aufgestoßen, dem freien Felde wieder zugetrieben werden.

Wenn man die Hühner im Lager antrifft, so bleiben sie gewöhnlich liegen und lassen den Hund näher kommen, wogegen sie, wenn sie eben im Weiden begriffen sind, bei der Annäherung des Hundes meist immer und oft eine lange Strecke vor ihm herlaufen, mehr oder weniger, je nachdem sie noch nie oder schon oft beschossen sind oder auch je nachdem sie in dicken Gebüschen, und hier laufen sie anhaltender, oder in offenen Feldern, wo sie sich, wenn sie nicht bereits oft beschossen worden, früher drücken und den Hund halten, angetroffen werden.

Wenn ein Volk aufgestoßen wird, so steht gewöhnlich der alte Hahn zuerst auf und diesem, nicht der alten Henne, streichen die übrigen nach, er aber ist schlau genug, sich und sein geliebtes Volk soweit als möglich aus der gefährlichen Nähe des Jägers zu bringen und streicht nicht nur so weit als möglich fort, sondern schränkt sich öfters so, daß der Jäger, durch irgend einen Gegenstand an dem Gewahren des Einfallens gehindert, in Folge der Richtung, die das Volk gleich beim Aufstehen genommen hat, seine Hühner im Osten sucht, während sie, dem schlauen Führer folgend, sich nach Westen geschränkt haben. Manche Jäger sind daher der Ansicht, daß man den alten Hahn gleich zuerst wegschießen müsse. Wir theilen diese Ansicht aus die Hege betreffenden Gründen, welche im nächsten Kapitel näher besprochen werden sollen, nicht und würden dies nur dann thun, wenn ein Volk nahe an der Jagdgrenze liegt, in welchem Falle zu befürchten wäre, daß der alte Hahn das Volk mit in das fremde Revier entführen würde. Nothwendig ist, daß der Jäger genau aufpaßt, wo die aufgestoßenen Hühner wieder einfallen und findet er sie nicht gleich in der anfangs von ihnen genommenen Richtung, so wird er gut thun, etwas rechts oder links abzusuchen, Bogen zu schlagen, und er wird, wenn er einen guten Hund hat, die Hühner bald wieder finden. Gut ist es, namentlich in einer hügelartigen Gegend, Jemanden bei sich zu haben, der sich auf eine Anhöhe stellt und die Stellen, wo die Hühner einfallen, beobachtet. Dieser Mann kann auch für die Jäger und Hunde einige Erfrischungen mitnehmen.

Wenn man in Gesellschaft jagt, und die Hühner in etwas hohen Gesträuchen einfallen, so müssen alle Schützen, der Vorsicht wegen, in einer Linie suchen und nie anders, als wenn ein Huhn in gerader Richtung, nie wenn es zur Seite auffliegt schießen. Ueberhaupt muß, wenn die Hühnersuche von mehreren Schützen betrieben wird, genau Linie gehalten werden, keiner prelle vor, keiner bleibe zurück. Man lasse nie mehr als zwei höchstens drei Vorstehhunde revieren. Die Eigenthümer der Hunde müssen so eingetheilt sein, daß jeder in der Mitte eines Flügels geht. Zieht ein Hund an, so bleibt die Schützenwehre stehen oder folgt dem ziehenden Hunde Schritt für Schritt, steht er, so bleiben auch die Schützen halten. Sollte ein nicht ganz ferm dressirter Vorstehhund den aufstehenden Hühnern nachprellen, so müssen die Schützen im Schießen sehr vorsichtig sein und nicht eher schießen, als bis es ohne Gefahr für den Hund geschehen kann. Nach dem Schusse ist zu beobachten, daß die Schützenwehre sich nicht eher in Bewegung setze, bis diejenigen, die geschossen

haben, mit dem Laden ꝛc. fertig sind und die erlegten oder etwa flügellahm geschossenen Hühner herbeigebracht sind.

Sobald ein Volk Hühner auseinander gesprengt ist, sprenge man auch die Schützen auseinander d. h. man lasse Jeden für sich allein suchen. Dadurch werden nicht nur die Hunde ruhiger, sondern auch die Jäger. Man übereilt sich nicht mehr so leicht, es wird Zeit erspart und weit besser geschossen. Tritt jedoch der Fall ein, daß die ganze Gesellschaft, wenn ein Hund vorsteht, zugleich an ein Volk kommt, so ist es das Beste, wenn zwei geübte Schützen gegenwärtig sind, daß diese die beiden Flügel des Angriffs bilden und demnach blos auf die ganz außen an der Seite streichenden Hühner schießen oder warten, bis das erste Peletonfeuer des Centrums abgebrannt ist und dann noch ein wenig nachhelfen.

Wenn das erste Volk bis auf die nöthigen Stammhalter von beiläufig 6 Stück*) oder ganz bis auf die Alten zusammengeschossen oder Nichts mehr davon anzutreffen ist, so wird eine andere aufgesucht und so fortgefahren bis zum Schlusse der Jagd. Eigentlich ist es Regel, die zerstreuten Hühner auch dann wieder aufzusuchen, wenn dieselben rückwärts gestrichen sind. Allerdings ist das Aufsuchen einzelner Hühner nöthig und nützlich, allein zu weit dürfen sie doch nicht außer dem Wege liegen und ist es, dann besser, namentlich auf einem Reviere, wo es viele Hühner giebt, es zu unterlassen und ein anderes Volk aufzusuchen. Nie arbeite der Jäger mit einem und dem nämlichen Hunde länger als von der Morgenzeit, sobald Stoppeln und Kräuter abgetrocknet sind, bis zur Mittagsstunde oder wenn er erst Nachmittags die Jagd begonnen hat, bis zum Abend. Bei besonders warmer Witterung muß der Jäger den Hund — wenigstens einmal während der Dauer der Suche — zum Trinken bringen und sollte er auch weit nach Wasser gehen müssen. Hunde, welche sich auf diese Weise erfrischt und einige Zeit ausgeruht haben, sind dann wieder so frisch und gekräftigt, daß man mit ihnen noch mehrere Stunden fortsuchen kann. Während die Hunde sich abkühlen und ausruhen, wird ihnen am zweckmäßigsten etwas trockenes Brod gereicht und auch der Jäger benutzt diese Zeit, sich zu erquicken und frische Kräfte zu sammeln.

Der Monat September und die erste Hälfte des Oktober sind die eigentliche Hühnerschießzeit. Späterhin läßt der Eifer der meisten Jagd-

---

*) Manche Jäger schießen mehrere Völker ganz zusammen, lassen dagegen einige ganz unbeschossen. Was besser ist, darüber wird im nächsten Kapitel gesprochen werden. v. Th.

liebhaber bedeutend nach, weil die Hühner nicht mehr halten. Letzteres ist nun allerdings wahr und der Grund, daß die Hühner in der spätern Jahreszeit nicht mehr halten, ist theils darin zu suchen, daß sie in Folge der Verminderung der Gelegenheit, sich auf Aeckern und Wiesen verbergen zu können, sowie in Folge der mit der Herbstbestellung der ersteren verbundenen Unruhe von Natur flüchtiger und wilder werden, theils darin, daß sie bis zu dieser Jahreszeit schon öfters beschossen wurden; letzteres ersieht man daraus, daß ein vorher gar nicht oder doch nur wenig beschossenes Volk auch in der spätern Jahreszeit selbst da, wo es keine Hecken und Remisen giebt, auf Stoppelfeldern wie im Sturzacker den Hund aushält, sich auch wohl sprengen läßt.

Wir glauben, daß gerade in der spätern Jahreszeit es der Mühe werth ist, Hühner zu schießen und zwar weil sie viel schwerer, fleischiger und wohlschmeckender sind, höher im Werthe stehen und schwerer zu schießen sind, denn gerade darin liegt der Reiz für den wahren Jäger, dem die Beute desto mehr Vergnügen gewährt, je schwerer sie zu erringen ist. Um zu dieser Zeit noch ergiebige Hühnerjagden zu machen, ist ein rascher und gewandter Schütze und ein behutsamer und vorsichtiger Hund erforderlich. Der Hund muß flüchtig und sehr fleißig sein, weit hinaus suchen, eine vorzügliche Nase besitzen und dieselbe immer hoch tragen. Er darf dem Wilde sich nicht bis auf 10 bis 15 Schritte nähern, sondern muß schon da, wo es ihm zuerst in die Nase kommt, sogleich fest stehen bleiben, nach seinem Herrn sich umsehen und von diesem weitere Verhaltungsmaßregeln erwarten, ob er auf dieser Stelle bleiben oder weiter vorrücken soll d. h. er muß weit vorstehen. Mit Hunden, die nicht weit vom Jäger ab suchen, so zu sagen ihm unter der Flinte bleiben, und ganz nahe an die Hühner heran rücken, bis sie vorstehen, wird man in der spätern Jahreszeit Nichts ausrichten, da die Hühner nicht so lange halten und das nahe Heranrücken fast immer, namentlich auf freiem Felde das Heraussftieben der Hühner zur Folge hat.

Es giebt Vorstehhunde — jedoch sind sie selten —, welche den Rebhühnern, wenn diese wild und geschüchtert vor ihnen laufen, gar nicht nachziehen, sondern, um sie fest zu machen, erst im weiten Bogen, dann immer enger und enger umkreisen, endlich aber, wenn sie dadurch die Hühner dahin gebracht haben, sich zu drücken und fest zu liegen, auch fest vorstehen. Diese herrliche Eigenschaft geht in der Regel aus der Anlage hervor und kann selten durch Dressur beigebracht werden, was um so mehr zu bedauern ist, als solche Hunde in der spätern Jahreszeit die werth-

vollsten Dienste leisten. Hat der Jäger einen jungen Hund von guter Race, so kann er den Versuch, diese Eigenschaft ihm beizubringen, in folgender Weise machen. Oswald sagt in seinem vortrefflichen Werke: „Der Vorstehhund“ (Leipzig, Ernst Keil) darüber Folgendes:

„Es kommt sehr häufig vor, daß der beste Hund die Hühner, namentlich in den Kartoffeln, nicht fest machen kann; sowie er herankommt, laufen sie jedes Mal fort und machen den Hund unruhig. In größern Jagdwerken ist darüber gesagt, daß es selten Hunde gäbe, die sich in dieser Beziehung zu helfen wüßten, daß sie nämlich die Hühner abschneiden und dadurch festmachen; dies könne aber den Hunden nicht angelernt werden, sie müßten es vielmehr von ihren Eltern geerbt haben. Wir theilen diese Ansicht der achtbaren Autoren nicht, halten nicht dafür, daß dies eine besondere Eigenschaft einzelner Individuen sei, sondern behaupten der Erfahrung gemäß, daß diese Tugend jeder ruhige Hund sich aneignen muß. Man nehme den jungen Hund an die Leine und gehe mit ihm an ein Kartoffelfeld, dessen Furchen nicht sehr verwachsen sind, oder auch an ein Zuckerrübenfeld und lasse ihn den Furchen nach suchen. Sollte er links oder rechts über die Furchen querweg Hühner anziehen, so führe man ihn von seinem günstigen Punkte ab und zwar so, daß er die Hühner vor sich in der Furche entlang hat. Diese werden natürlich laufen und der Hund wird sachte nachziehen; allein die Reise wird weit gehen. Nun rufe man den Hund ab und führe ihn im Bogen auf die Hühner zu, daß er mit gutem, wenigstens mit halbem Winde darauf kommt; die Hühner werden jetzt, weil sie nicht mehr getrieben werden, ruhig bleiben und der Hund wird sie fest stehen können. Dies lasse man kurze Zeit geschehen, dann nehme man den Hund wieder zurück, die Furchen entlang und das Laufen der Hühner wird wieder beginnen; hierauf mache man wieder den Bogen und mache die Hühner an diesem Punkte fest. Bei drittem Wiederholen weiß der gute Hund schon, was seine Aufgabe ist, und wie er seinen Zweck am besten erreicht. Es darf wohl nicht erst bemerkt werden, daß auf das einzeln herausfliegende Huhn nicht geschossen werden darf, sondern daß man nur die Hauptmasse derselben im Auge behalte. So verfahre man auch, wenn die Hühner auf einer Wiese oder im Klee festliegen und der Hund mit schlechtem Winde auf sie zugeht. Sobald man merkt, daß der Hund sie zu spüren anfängt, die Nase hebt, sie hin und her bewegt, aber über ihren Aufenthaltsort nicht klar werden kann, so rufe man den Hund ab, gehe mit ihm in einem großen Bogen auf die Hühner zu, so daß er mit gutem Winde an sie herankommt und lasse ihn fest stehen. Nach

einigen Minuten rufe man ihn ab, führe ihn wieder im Bogen an die vorige schlechte Stelle; dort wird er sich abmühen, die Hühner herauszufinden und richtig aufzunehmen. Man rufe ihn abermals ab, gehe im Bogen nach dem guten Orte, lasse ihn stehen und belobe ihn recht lebhaft wegen dieses Verfahrens. Aus diesen Uebungen wird man nach und nach bei festen, sichern Hunden die herrlichsten Erscheinungen entspringen sehen. Der Hund wird später durch eine geringe Markirung des Führers z. B. durch eine kleine Wendung des Körpers, durch einen Wink mit der Hand und zuletzt ohne jede Marke diese schöne Tugend des Abschneidens und Festmachens der laufenden Hühner an den Tag legen."

Wenn der Jäger nicht im Besitze eines solchen Vorstehhundes ist, der die im Vorangehenden besprochene Eigenschaft hat, so muß er selbst die Hühner umgehen. Zuerst werden sie in einem weiten Bogen umgangen, daß man ganz gewiß versichert ist, nicht zu nahe an sie zu kommen; beim zweiten Male darf schon ein Theil desselben abgeschnitten werden, so daß man sie gewöhnlich bereits, wenn auch noch nicht eben schußmäßig, liegen sieht. Zwischen zwei Feinden (dem vorstehenden Hunde und dem Jäger) eingeschlossen, drücken sie sich nun gewöhnlich fest auf und halten aus. Bei dem dritten Umkreisen sieht der geübte Jäger, wenn nicht das Feld zu rauh oder uneben oder mit Stoppeln, altem Grase und sonstigem Gestrüpp bewachsen ist, die Hühner ganz deutlich liegen und kann nun, je nachdem er viele auf einen Schuß bekommen oder das Geschlecht berücksichtigen will, seinen ersten Schuß entweder dahin richten, wo die meisten beisammen liegen oder blos einen oder mehrere an ihrem rothen Rücken leicht zu erkennende Hähne aussuchen. Im ersteren Falle muß man nicht auf diejenigen Hühner, welche auf dem Platze bleiben, sondern auf die fortstreichenden seine ganze Aufmerksamkeit richten, weil von diesen nicht selten eines oder das andere noch todt niederstürzt oder krank zurückbleibt und durch diese Vorsicht erhalten wird, ohne dieselbe aber gewiß verloren gehen würde. Man bedient sich bei dergleichen Jagden besser stärkerer als gar zu schwacher Schrotsorten. Je später man jagt, desto schwerer ist es, die Hühner auseinander zu sprengen und doch hängt hiervon der glückliche Erfolg der Jagd ab, weil, wenn das Volk nur einmal gesprengt ist, die einzeln liegenden Hühner dann in der Regel eben so gut aushalten, als zu irgend einer andern Zeit. Es ist dies jedoch meistens nur dann der Fall, wenn sie in hohen Stoppeln, auf Rübenäckern, in jungen Schlägen und Holzsaaten oder in sonstigem Gebüsch, in stark mit Gras bewachsenen Weinbergen u. dergl. einfallen. Je starkzähliger ein Volk und je kahler

das Feld ist, wo man dasselbe antrifft, desto schwieriger ist es, dasselbe auseinander zu sprengen, jedoch wird ein eifriger Jäger sich nicht gleich abschrecken lassen, wenn ein erster Versuch mißlingt und schließlich durch Beharrlichkeit seinen Zweck doch noch erreichen. Sehr günstig für den Jäger ist es, wenn die Hühner einen jener spitzflügeligen Falken, die ihnen so furchtbar sind, in der Nähe bemerkt haben. Sie drücken sich dann, nachdem sie in irgend einem Gebüsch oder sonst wo Schutz gesucht haben, sehr fest auf und man sieht bisweilen den Feind, wie er sich vergebens bemüht, in die Dornhecken einzudringen, wo sie einen sichern Zufluchtsort gefunden haben. Kein Huhn wagt sich dann heraus, bis die Gefahr vorüber ist und man kann sicher darauf rechnen, daß sie gut aushalten werden, wenn man in einem solchen Augenblick gerade dazu kommt.

In England ist man, um das Vergnügen der Jagd auf Rebhühner auch auf die spätere Jahreszeit, in welcher sie selten mehr schußmäßig sich beikommen lassen, auf folgendes Mittel verfallen.

Man richtet nämlich einen jungen, aus dem Horste genommenen Stoßvogel nur insoweit ab, als es nöthig ist, um ihn vollständig an die Haube und an die Faust zu gewöhnen. Außer dem Hühnerhabicht sind dazu auch die Sperber und die Baumfalken brauchbar. Sie werden mit der gewöhnlichen Falkonierfessel an eine Schnur von etwa 36 — 42 Meter Länge geknüpft und sobald der Hund vorsteht oder auch nur anzieht, wird dem Falken schon im Voraus die Haube abgenommen und man hält ihn ganz bereit, um in selbem Augenblick, in welchem das Volk aufstößt, ihn sogleich werfen zu können. Sobald nun die Hühner seiner ansichtig werden, fallen sie, heftig erschrocken, in dem ersten Gebüsch, welches sie bemerken, augenblicklich ein und liegen nun so fest, daß sie mit der größten Sicherheit und Bequemlichkeit geschossen werden können. Auch einen Papierdrachen in Gestalt eines Falken, den man steigen läßt, benutzt man in England, um die Hühner zu erschrecken. —

Wir wollen gleich bei dieser Jagdmethode das Zeichnen der Rebhühner, wenn sie durch den Schuß verwundet worden, besprechen.

Ist ein Rebhuhn tödtlich getroffen, so stieben Federn ab, die Flügel werden gleich beim Fallen dicht an den Körper zusammengezogen, es zappelt gewöhnlich, auf dem Rücken an der Erde liegend, mit den Ständern, oder schlägt auf dem Bauche ruhend, mit den Flügeln und schwankt dabei mit dem Kopfe hin und her, bis es verendet.

Ist es waidewund geschossen, so ruckt es in der Luft zusammen, zieht entweder mit herunterhängenden Schenkeln langsam gerade fort und fällt dann ein oder es steigt immer höher und höher bis es im Fluge noch endend, herabfällt. Letzteres ist auch der Fall, wenn der Schuß das Auge verletzt hat.

Leicht am Kopfe verwundet, stürzt das Huhn scheinbar todt nieder, taumelt einige Augenblicke herum, kommt dann aber wieder zu sich und streicht fort. Ist dagegen ein solcher Kopfschuß tödtlich, o schnellt der getroffene Vogel nach dem Herabstürzen noch mehrmals in die Höhe, ehe er verendet.

Jedes tödtlich verwundete Huhn ruckt, wenn es ja noch fortzieht, doch stark zusammen, bewegt aber von diesem Augenblick an die Flügel nur sehr langsam und stürzt, indem es diese zusammennimmt, bald leblos herab.

Wenn ein Huhn flügellahm geschossen ist, so fällt es gewöhnlich auf der Stelle, doch auch wohl, wenn der Knochen nicht ganz zerschmettert ist, erst nach einigen Augenblicken, bei einer plötzlichen Seitenwendung, unter sichtbarer Anstrengung, weiter fliegen zu wollen, schräg abwärts ein, läuft aber, sowie es zur Erde kommt, augenblicklich und schnell so weit es kommen kann. In diesem Falle thut man gut, den Hund sofort rasch folgen zu lassen. Junge unerfahrene Hunde werden namentlich dadurch leicht irre gemacht, daß sie da, wo das ganze Volk gelegen hatte, sich zu lange bei dem Geläufe der gesunden Hühner aufhalten und somit dem flügellahmen, welches sie suchen sollen, zu viel Zeit lassen. Bei fleißiger Uebung lernen sie aber bald dieses von jenem unterscheiden. Man muß dem Hunde übrigens seine volle Freiheit lassen, denn ist er nicht auf der rechten Spur, so wird er dies sehr bald selbst einsehen und umkehren, hat er aber das Geläufe des kranken Huhns, das sich oft nach einer ganz andern Seite hin wendet, als man vermuthen kann, wirklich gefunden, so würde man ihn durch wiederholtes Abrufen ganz irre machen und seinen Zweck gar nicht erreichen.

Ein Huhn, welches am Hintertheile des Rückens verletzt ist, läßt in dem Moment der Verwundung beide Ständer herabsinken und bringt sie auch nicht mehr hinauf, fliegt bogenweise taumelnd und steigt gewöhnlich ziemlich hoch in die Luft, aus welcher es dann verendet herabstürzt. Wenn dagegen der Schuß blos den Unterleib verletzt hat, so senken sich zwar im ersten Augenblick die beiden Ständer ebenfalls herab, allein dieses Hängenlassen währt nicht lange, dann nehmen sie ihre gewöhnliche Stellung wieder an. Doch verräth das verwundete Huhn nicht nur

durch sein Zurückbleiben und Absondern von dem übrigen Volke, sondern hauptsächlich auch durch eine matte, steife Flügelbewegung, daß es krank ist. Oft steht es beim Wiederaufsuchen noch einmal auf, erfordert auch wohl noch einen zweiten tödtlichen Schuß, manchmal aber läßt es sich, nachdem es noch eine Strecke fortgeflattert ist, ohne sich mehr erheben zu können, vom Vorstehhund ergreifen.

Sieht man einen oder beide Ständer oder Schenkel herabhängen und im Fortstieben hin- und herschleudern, so ist dies ein Zeichen der örtlichen Zerschmetterung. Ein so verwundetes Huhn liegt da, wo es einfällt, sehr fest, um so mehr aber hat man Ursache genau danach zu suchen, da es sich laufend nicht fortbewegen kann, sondern entweder vom Hunde gefangen oder beim Aufstehen noch einmal geschossen werden muß. Die bloße Verletzung eines Ständers achtet das Rebhuhn übrigens gar nicht besonders und ein so verwundetes Huhn schlägt sich nicht einmal immer von den übrigen ab. Etwas anders ist es, wenn der Schenkel verletzt ist; in diesem Falle liegt das kranke Huhn sehr fest und geht bald ein.

Wenn ein Huhn nach dem Schusse in der Luft zusammenruckt, auch wohl Federn verliert, aber ohne den Flug zu verändern fortzieht oder, wenn es mit dem ganzen Volke aufstand, sich nach dem Schusse von dem Volke absondert oder wenn es, mit einigen Wendungen um mehrere Schritte sich abwärts senkt und dann plötzlich, nicht selten wiederholt und laut rufend, in einem Zuge fortstreicht, so ist es gewöhnlich gestreift oder nur leicht verwundet und man thut wohl daran, den Hund abzurufen und erst zu laden, ehe man herangeht, weil es in diesem Falle zwar gewöhnlich da, wo es einfiel, sehr fest liegt, aber auch, wenn es der Hund ausgemacht hat, zum zweiten Male aufsteht. Sich vorher schußfertig zu machen ist stets anzurathen, wenn man nach einem angeschossenen Huhne nachsucht, gleichviel wie dasselbe verwundet ist.

Wenn ein Huhn ohne die mindeste Bewegung zu machen und ohne den Flug zu unterbrechen davon fliegt, so ist es ein Beweis, daß man es gefehlt hat.

Wenn der Hund das angeschossene Huhn lebend bringt, so drückt man ihm, wie jedem Federwilde, um es zu tödten, entweder den Kopf ein oder man steckt eine der vordersten oder mittlern Schwungfedern hinter dem Genick in den Kopf.

Auf die Kennzeichen des Anschusses hat man sorgfältig zu achten, denn Nichts charakterisirt den sorgsamen, fleißigen und wahren Jäger mehr als daß er keine Mühe scheut, ein angeschossenes Huhn zu bekommen. Solche

Schützen, welche blos darauf losknallen und sich nur um das auf dem Platze gebliebene Wild kümmern, dem angeschossenen aber gar keine Aufmerksamkeit schenken, verdienen mit Recht den Namen „Aasjäger."

Auch vergesse man nie, die aufgestandenen Hühner zu zählen, damit man beim Wiederaufsuchen sogleich wisse, ob vielleicht eines fehlt, welches dann wahrscheinlich angeschossen ist und sogleich aufgesucht werden muß.

Die größte Aufmerksamkeit muß der Jäger, zumal bei heißer Witterung und so lange die Vögel noch jung und weich sind, der Erhaltung des geschossenen Federwildes schenken. Zu diesem Zwecke hängt man sie außerhalb der Jagdtasche an daran befestigten Riemchen, den sogenannten Hühnerschlingen auf*). Sehr vortheilhaft ist es, namentlich bei sehr warmer Witterung, die geschossenen Hühner sofort auszuziehen. Dies geschieht auf folgende Weise: Man schärft vom After nach der Brust eine kleine Oeffnung auf, schiebt ein kleines hölzernes Häkchen, von der Seite gewendet, im hohlen Leib oben über dem Gescheide bis an die Herzkammer hinauf und dreht das eigentliche Häkchen dann unterwärts, so daß jenes von diesem gefaßt und mit leichter Mühe rein und ohne Verletzung herausgezogen werden kann. Dieses Geschäft sowohl als das Rupfen darf bei keiner Federwildart über Nacht ausgesetzt bleiben, wenn das Wildpret keinen üblen Geschmack vom Gescheide annehmen und wenn durch das bekannte Zehren der Federn nicht ein Theil des Fettes verloren gehen soll.

Die vom Anschusse verletzten Stellen, welche bei warmer Witterung sehr bald grün zu werden pflegen, bestreut man bei der Nachhausekunft am besten mit gestoßenem Pfeffer, wodurch die so lästigen Schmeißfliegen abgehalten werden. Am besten sollen sich die Rebhühner, in einem Getreidehaufen eingegraben, konserviren. —

Nach dieser vielleicht etwas umständlichen und sehr ausführlichen Behandlung der Hühnersuche als der wichtigsten, beliebtesten**) und häufigsten Jagdbetriebsmethode auf Rebhühner, bei welcher Gelegenheit wir gleich einige Punkte im Voraus besprochen haben, die eigentlich erst am Schlusse

---

*) Man kann auch einen Mann mit einem sogenannten Jagdtragkorbe mitnehmen, an welchem die geschossenen Hühner außerhalb aufgehängt werden.
v. Th.

**) Die Hühnersuche ist im Gebiete der Niederjagd wohl eine der schönsten Jagdarten, nicht nur das Wild allein ist es, welches den Jäger reizt, sondern namentlich auch die Arbeit des Hundes, welche dem Jäger Vergnügen macht, wenn er nämlich im Besitze eines guten Vorstehhundes ist. Dazu kommt noch der Genuß der Natur in ihrem herbstlichen Schmucke. v. Th.

des Jagdbetriebes auf Rebhühner hätten behandelt werden sollen, gehen wir nun zu den übrigen Jagdbetriebsmethoden über.

2. Das Schießen auf den Ruf.

Nach Michaeli halten die Rebhühner im freien Felde fast gar nie mehr den Hund, sondern stehen schon in weiter Ferne auf. Diese Zeit wählt der Jäger dazu, die Hühner auf den Ruf zu schießen.

Wenig vor oder nach dem Ertönen der Abendglocke rufen die Hühner, wenn sie sich auf der Weide zerstreut hatten, sich zusammen. Der revierkundige Jäger weiß die Plätze, wo Hühner gewöhnlich liegen. Um die angegebene Zeit findet er sich in der Nähe ein und stellt sich mit gutem Winde so an, daß er womöglich ein Gebüsch, einen Baum, einen Graben zum Versteck hat. Sobald die Hühner zu rufen beginnen, antwortet er mit dem Hühnerruf und lockt sie dadurch auf Schußweite heran. Wenn auch nicht das ganze Volk, so laufen doch immer mehrere Hühner mit einander dem Rufe zu, dicht aneinander gedrängt. Gut verborgen, daß er unbemerkt auffahren kann, wird es dem Jäger ein Leichtes sein, mehrere der daher laufenden Hühner auf einen Schuß zu erlegen.

Um den Ruf der Hühner nachzuahmen und dieselben herbeizulocken, bedient man sich entweder eines künstlichen, vom Horndreher angefertigten sogenannten Hühnerrufes (man kauft heutzutage dergleichen in allen größern Jagdrequisitenhandlungen) oder man verfährt auf folgende Weise: Es wird nämlich über einen gewöhnlichen Schneiderfingerhut von der größten Art, der oben offen ist — oder noch besser, man läßt die Locke nach dieser Figur und Form ausdrücklich von Zinn verfertigen — ein dünnes Stück Pergament gleich wie über eine Trommel übergespannt und durch ein in der Mitte des Pergaments gemachtes Loch ein etwa 15 Centim. langes Pferdehaar mit einem Knoten versehen gezogen. Um nun das Rufen hervorzubringen, nimmt man die Locke zwischen den Daumen und den Zeigefinger der linken Hand, macht den Zeigefinger und den Daumen der rechten Hand etwas naß und zieht nun stoßweise an dem Pferdehaar. Die Jungen werden durch die Locke der Alten — und zu dieser muß das Pferdehaar dicker sein — die Alten durch die Locke der Jungen — und zu dieser nimmt man ein dünnes Pferdehaar — gerufen. Daher ist es sehr gut, zwei verschiedene derartige Rufe bei sich zu führen. Der von einem Horndreher gefertigte Hühnerruf ist viel weniger umständlich und nach unserm Dafürhalten empfehlenswerther. Man lockt, indem man den

Ruf an den Mund setzt und durch die in jenem befindliche Oeffnung die Luft nicht ausstößt, sondern zurückzieht.

Diezel sagt von dieser Jagdmethode, daß dieselbe hauptsächlich nur da zu empfehlen sein möchte, wo eine starke, im Walde oder in der Nähe desselben ausgekommene Kette allen Bemühungen des Jagdpersonals Trotz bietend, entweder bei Tag gar nicht aus dem Walde herausgeht oder auf den zunächst liegenden Feldern angetroffen ihren gewöhnlichen Zufluchtsort aufsucht, so daß man ihr auf keine andere Weise etwas anhaben kann*). Er bemerkt ferner, daß abgesehen von der Unsicherheit und Langweiligkeit dieser Jagdmethode noch ein anderer, kaum zu beseitigender Nachtheil damit verbunden sei. Wenn man nämlich bei solchen Gelegenheiten mit schwachen Schroten schieße, so gingen oft ebenso viele Hühner zu Grunde, als auf dem Platze liegen blieben und das Schlimmste dabei sei, daß man denen, die mit dem Tode im Leibe fortstreichen, wegen der eingetretenen Dämmerung nicht weit nachsehen könne.

Besonders unterhaltend ist diese Jagdart allerdings nicht, allein wenn man, was jeder Jäger eigentlich sein soll, Naturfreund ist, so kann man auch hier sein Vergnügen haben, indem man die Natur in ihrem herbstlichen Schmucke und namentlich einen schönen Herbstabend genießen kann. Kann es etwas Schöneres geben, als von einer solchen Jagd zum häuslichen Herde zurückzukehren, wenn der aufgehende Mond mit seinem magischen Lichte die Fluren weithin beleuchtet, die Glöckchen der heimziehenden Herden melodisch durch die ruhige Abendluft tönen und die Natur allmälig zu Ruhe geht? Immerhin mag aber die Suche mit dem Hühnerhunde als die eigentliche regelmäßige Jagdbetriebsmethode auf Rebhühner gelten. Wenn aber während der eigentlichen Hühnerjagdzeit durch verschiedene Hindernisse das abzuschießende Quantum nicht erreicht werden konnte, dann mag man immerhin zu dieser Jagdart, sowie zu der nachfolgenden, dem Kesselschießen, seine Zuflucht nehmen. Auch giebt es im waidmännischen Leben manchmal Tage, an denen die launenhafte Göttin Diana dem Jäger krummes Blei verleiht! Wenn man an einem solchen Tage vielleicht vom Morgen an gejagt und Pulver und Blei ohne Erfolg vergeudet hat, so ist man dann recht froh, am Abende durch das Schießen auf den Ruf noch ein Paar Hühner in die Jagdtasche bringen zu können, um wenigstens nicht als „Schneider“ heimkehren zu müssen.

---

*) Auch dann ist diese Jagdmethode zu empfehlen, wenn Hühner in Weinberge eingefallen sind, die man nicht betreten darf. v. Th.

3. Das Kesselschießen*).

Echt waidmännisch ist diese Jagdmethode nicht und sie wird daher auf gut besetzten und regelmäßig behandelten Revieren nur selten und nur unter besondern Verhältnissen zur Anwendung kommen. Es gilt von der Statthaftigkeit dieser Jagdbetriebsmethode fast das Nämliche, was wir darüber bei der vorigen Jagdart gesagt haben. Auch diese soll nur dann angewendet werden, wenn während der eigentlichen Hühnerjagdzeit durch verschiedene Hindernisse das abzuschießende Quantum nicht erreicht werden konnte. Aber auch unter diesen Umständen darf sie nur im Monat November ausgeübt werden, später, bei hohem Schnee, wenn die Rebhühner durch Kälte, Raubzeug und Mangel an Aesung ohnedies genug zu leiden haben, wird sie zur „Aasjägerei“; zu dieser Zeit soll man ohnedies keine Hühner mehr schießen, sondern die, welche man allenfalls zum Verspeisen braucht, aus der Hühnerkammer nehmen oder in Schneehauben und dergl. fangen und die dabei vorkommenden Hennen, wenn die Witterung nicht allzu streng ist, alsbald wieder aussetzen.

Wenn man bei hellem Sonnenschein über große, mit Schnee bedeckte Felder geht, so erblickt man hier und da einen kreisartigen, dunkeln Fleck. Gewöhnlich ist dies ein Kessel, in welchem ein Volk Rebhühner, in die Winterfrucht eingegraben, dicht gedrängt liegen und von Zeit zu Zeit die Köpfchen daraus emporstrecken, aber sich schleunigst drücken, sobald sie einen Menschen oder ein Raubthier gewahr werden.

Das Kesselschießen liefert oft drei bis vier Stücke, auch noch mehr, wenn man dabei in folgender Weise verfährt. In dem Augenblicke, wo man einen solchen dunkeln, kreisförmigen Fleck erblickt, muß man zu er-

*) Das sogenannte Kesselschießen wird von vielen Jägern deshalb als verderblich für die Hühnerjagd bezeichnet, weil viele Hühner dabei zu Schanden geschossen werden und dann im Schnee und Kälte umkommen, ohne vom Jäger gefunden werden zu können, ferner weil durch diese Art der Jagd die Völker zu einer Zeit beunruhigt und auseinander gesprengt werden, wo dies am schädlichsten für die Hühnerjagd, resp. für den Hühnerstand ist, denn die einzelnen versprengten Hühner, welche vielleicht schon ermattet sind, werden viel eher eine Beute der Raubvögel, als wenn sie im ganzen Volk beisammen sitzen, wo sie sich meistens einen Ort aufsuchen, der sie vor Feinden und dem rauhen Wetter einigermaßen deckt. Beängstigt durch den Schnee, ermattet durch Hunger und Frost, rufen sich die einzelnen Hühner nicht so leicht zusammen, als im Sommer und Herbst und kommen so viel leichter um. v. Th.

fahren suchen, ob der Kessel ein belegter oder unbelegter ist. Anstatt darauf loszugehen darf man sich nur von ihm abwenden und im Fortschreiten über die Achsel hinsehen, so wird man gleich, wenn der Kessel belegt ist, eine Menge neugieriger Köpfchen daraus hervorsehen bemerken. Ist dies der Fall, so fängt man an, die gespannte Flinte im Arm, den Kessel erst in weitem Bogen, dann in allmälig immer engeren Kreisen zu umgehen, ohne dabei nach dem Kessel zu sehen, oder auch nur einen Augenblick stehen zu bleiben. Während des Gehens sich schußfertig machend, zielend, bleibt man in schußmäßiger Entfernung stehen, so aber, daß man im Augenblicke des Stillstehens abdrücken kann, denn sobald die Bewegung des Jägers aufhört, stehen auch fast immer sogleich die Hühner auf. Derselbe muß auch darauf sehen, daß die Hühner ihm immer zur linken Hand liegen, damit er, wenn sie etwa früher und unerwartet aufstehen, sogleich schießen kann. Leicht wird es dem geübten Schützen sein, auf die aufstehenden Hühner noch einen erfolgreichen Schuß anzubringen.

Wenn man auch bei dieser Jagdart, wie bereits oben erwähnt, mehrere Hühner auf einen Schuß erlegen kann, so wird dies doch nur selten geschehen, weil man bei solchen Gelegenheiten oft leicht zu hoch schießt und der Hauptschuß über die sich fest aufdrückenden Hühner weggeht. Oder man verfällt, um dies zu vermeiden, leicht in das entgegengesetzte Extrem, indem man zu kurz hält und so die tief eingegrabenen Hühner wegen des dazwischen liegenden Schnees nicht von den Schroten bestrichen werden können.

Man glaube übrigens ja nicht, daß sich die Hühner im Kessel so leicht beikommen lassen.

Auch bei dieser Jagdart tritt wie bei der vorhergehenden der Nachtheil des öftern Anschießens bei den zu gebrauchenden feinen Schrotsorten häufig ein.

B. Der Rebhühnerfang.

Der Fang, welcher im Allgemeinen dann beginnt, wenn die Rebhühner nicht mehr halten (in der Regel also gegen Ende Oktober), ist gerade derjenige Theil der Jagd, welcher die meisten praktischen Kenntnisse und Erfahrungen erfordert. Durch theoretische Unterweisung, wenn dieselbe auch noch so umständlich gegeben wird, allein läßt sich derselbe nicht erlernen; es gehört dazu der praktische Unterricht eines tüchtigen, im Fangbetriebe

genau erfahrnen Jägers, ohne welchen man, auf die schriftliche Anleitung gestützt, ihn nie in Ausübung wird bringen können.

Um die Rebhühner zu fangen, wendet man verschiedene Methoden an. Man braucht dazu: das Steckgarn, das Hochgarn, das Glockengarn, die Steige, das Treibzeug, den Tyraß, das Schneegarn, die Schneehaube und Schlingen. Diese Fänge muß man aber sämmtlich sehen, um sich von den verschiedenen Garnen und Netzen einen deutlichen Begriff zu machen und ihre Einrichtung, sowie die Art und Weise, die Garne und Stecknetze, ebenso die Schneehaube aufzustellen, mit dem Treibzeuge zu operiren, und mit dem Tyraß und dem Schneenetze zu decken, genauer kennen zu lernen.

1. Vom Fange mit dem Steckgarn.

Jester sagt in seinem Werke: „die kleine Jagd“, 4. Auflage von C. H. E. Freiherr von Berg (Leipzig, Brockhaus) darüber Folgendes:

„Das Steckgarn, Stecknetz oder Flachgarn besteht aus drei, dicht hintereinander laufenden Garnen, von denen das mittlere, das sogenannte Inngarn, welches eigentlich das Fanggarn ist, runde, das vordere und hintere, das sogenannte Geleiter, aber, zwischen welchem das Inngarn eingeschlossen ist und welches im Grunde nur aus einem einzigen zur Hälfte zusammengelegten Netze besteht, große viereckige Maschen (Spiegelmaschen) hat und daher auch Spiegelnetz, Spiegelgarn genannt wird. Das Geleiter oder Spiegelgarn wird aus mäßig starkem Bindfaden gestrickt.“

Döbel giebt in seiner Jägerpraktika fünf verschiedene Strickmethoden an, von welchen wir nur die drei leichteren anführen:

a. „Man fängt die Spiegel mit 1 Masche an, wirft diese ab, strickt sie wieder auf und nimmt 1 Masche zu, wirft diese wieder vom Strickholz und strickt sie auf und so wird fortgestrickt und zugenommen, bis es 6 Maschen sind. Wenn man nun diese 6 Maschen aufstrickt, so nimmt man 1 ab, also daß man die 5. und 6. zusammennimmt, strickt dann wieder herum und nimmt auf der andern Seite 1 zu. Auf diese Art strickt man fort, bis das Garn, welches nach dieser Methode aus zwei Stücken besteht, nach Belieben 18 — 22,32 Meter lang ist. Die Maschen sind übrigens 10 Centim. von einem Knoten zum andern weit und das Garn wird 4 Maschen hoch. Es darf aber hierbei nicht übergangen werden, daß alle spiegeligen Garne 2 Maschen höher angefangen werden müssen, als sie stellen sollen, weil auf jeder Seite 1 Masche in den Saum geht. Es kommen

auf diese Art oben und unten doppelte Säume und man hat den Vortheil, daß das Steckgarn dauerhafter wird, sich auch sowohl oben als unten anziehen läßt, nicht zu gedenken, daß es, wenn es etwa ausreißt, zum Ausbüßen bequemer ist, weil das Jungarn oder der Busen sowohl oben als unten frei herausgezogen werden kann.

b. Nach einer andern Methode wird der Saum gleich auf einmal mit hineingestrickt. Man fängt mit 10 Maschen an, wirft diese ab und strickt wieder 4 Maschen; die 5. und 6. nimmt man zusammen und strickt dann die übrigen 4 auch fort, nimmt aber noch eine zu. Alsdann wirft man von Neuem ab, strickt wieder 4 Maschen, nimmt die 5. und 6. ebenso wieder zusammen zu einer, strickt die übrigen auch fort und nimmt 1 zu. Auf diese Art fährt man fort, bis die Spiegel die Länge des ganzen Garnes haben. Da aber hiernach die Maschen an den beiden Enden nicht spiegelig fallen, so werden die vorstehenden Eckmaschen ab- und das Garn gerade geschnitten. Diese Methode gewährt den Vortheil, daß der Saum gleich mitten in Eins gestrickt, daß man geschwinder als bei der ersten fertig wird und daß das Garn steifer wird und sich besser stellt.

c. Für diejenigen, die sich in das Stricken der halben Maschen in der Mitte nicht leicht finden können, empfiehlt Döbel folgende Methode, welche leichter ist, und wonach unten ebenfalls halbe Maschen hinkommen. Man fängt mit 1 Masche zu stricken an und nimmt, wenn allezeit, wie schon vorhin erwähnt, vom Strickholze abgeworfen wird, vorher 1 Masche und immer sofort zu, bis man 11 Maschen hat. Hierauf wird auf einer Seite ab- und auf der andern wieder zugenommen, wonach man 9 volle Maschen und 2 im Saume behält. Auf diese Art wird immer fortgestrickt, bis man die begehrte Länge hat. Endlich wird wieder auf beiden Seiten abgenommen, bis es wieder 1 Masche ist. Um alsdann die halben Maschen zu machen, schlägt man die Spiegel zusammen und strickt durch die mittelste Masche recht in der Mitte des Schenkels einmal, jedoch mit dem Spiegel gleich angestrafft, durch alle Spiegelmaschen und von jenem Ende auch wieder herwärts durch. So bekommt man 2 halbe Maschen und 1 Untersaum im Garne."

Jester sagt weiter Folgendes: „Bei allen diesen Methoden muß man aber vorzüglich darauf sehen, daß die Maschen sehr gleich gestrickt werden, damit sie, wenn man sie zusammenbringt, gerade auf einander passen, weil sonst das Garn nicht gut fängt. Das Jungarn, welches von festem, starkem Zwirn gemacht wird, und das, wenn das Steckgarn 22,32 Meter lang ist, eine Länge von 32,40 Meter haben muß, weil sich der dritte Theil zum Busen einstellt, strickt man auf folgende Art. Man fängt mit 20 Ma-

schen, die in der Weite um den dritten Theil enger sind als die Spiegel, zu stricken an. Man nimmt zu dem Ende ein Strickholz von 4 Centim. Breite und strickt 20 Maschen darauf und dann so fort, bis das Garn 32,40 Meter lang ist.

Wenn das Inngarn sowohl als das Geleiter fertig ist, so wird solches grün oder erdgrau gefärbt, was man sehr einfach dadurch bewirkt, daß man es in einen Absud von Wallnußschale oder selbst auch nur Wallnußblättern steckt oder mit etwas Erlenrinde erhitzt, und dann, um es aufstellen zu können, eingebunden. Hierzu gehören hölzerne Stäbe oder Steckspieße. Da, wie man weiter unten sehen wird, alle 1,20 — 1,50 Meter ein Stab eingebunden wird, so werden zu einem Steckgarn, welches 32,40 Meter lang ist, 19 Stäbe erfordert und zwar 1,2 Centim. stark und wegen des Einsteckens etwa $12\frac{1}{2}$ — 15 Centim. höher als das Garn selbst ist. Die beste Holzart hiezu ist der Weißdorn. Man schneidet die Stäbe im Herbst, wenn das Laub gefallen ist, bähet die Schale ab oder noch besser, man dörrt sie, siedet sie dann in Hopfen oder in dessen Ermangelung in Nuß-, Erlen- oder Eichenschalen, damit sie braun und nicht so leicht von Würmern angegangen werden, raspelt sodann die etwa noch vorstehenden Zweig- oder Dornbuckel ab, schneidet das Starke oder Stammende zum Behuf des Einsteckens spitzig, bindet sie zusammen und hängt sie eine Zeit lang in den Rauch. Beim Einbinden verfährt man auf folgende Art: Man schneidet zuvörderst, ehe man zum Einbiegen schreitet, am obern Ende der Stäbe einen Knopf und unten an der Spitze da, wo der untere Saum des Garns hinkommt, ringsum eine Kerbe. Man legt nun das Geleiter oder Spiegelgarn, und zwar, wenn es in Eins ist, zur Hälfte, und, wenn man zwei besondere, für sich bestehende Garne hat, eins davon, der Länge und Breite nach gut ausgezogen, auf die Erde, und auf dieses das Inngarn, welches dann aber auseinander gezogen und, wie nicht übergangen werden darf, an einen Bindfaden gereiht, so busenreich eingetheilt werden muß, daß es gerade so lang als das doppelte Spiegelgarn ist. Man muß daher beim Aufreihen die Maschen zählen und sich die Zahl merken, um sich dadurch die Eintheilung zu erleichtern und damit nicht eine Stelle busenreicher als die andere ausfalle. Der Bindfaden, auf den man das Inngarn reihet, muß übrigens länger als das Inngarn sein, um das ganze Steckgarn, wenn es zusammengewickelt ist, zusammenbinden zu können. Das Inngarn wird hierauf mit der zweiten Hälfte des Geleiters oder Spiegelgarns bedeckt und nun zum Einbinden geschritten. Man faßt zu dem Ende den obern Saum beider Spiegelgarne mit dem des zwischen diesen befindlichen Inn-

garns an der ersten Masche zusammen und bindet alle drei Garne an dem Knopfe des ersten Stabes fest, legt diesen dann fadengerecht an den vorderen Maschen herab und verfährt beim Anbinden des untern Saumes in der Kerbe des Stabes ebenso. Auf gleiche Weise wird der zweite, dritte Stab u. s. w. in einer Entfernung von 1,20 — 1,50 Meter eingebunden."

Beim Einfangen der Hühner mit dem Stecknetze — deren man mehrere, wenn das Revier weitläufig ist, 20 — 24 Stück im Vorrath haben muß — verfährt man auf folgende Weise: Ganz im Freien fangen sich die Hühner nicht in Steckgarnen; in Gegenden, wo es große weitläufige Ackerfelder giebt und kein Gesträuch in der Nähe ist, kann man sich daher der Steckgarne nicht leicht anders als im Sommer oder Frühherbste, wenn noch einzelne Getreidestücke unabgemäht stehen, bedienen. Unserer Ansicht nach ist es überhaupt nicht waidmännisch, zu dieser Zeit Hühner zu fangen. Man wartet daher am besten mit dem Einfangen bis zum Spätherbste, wenn die in der Nähe der Gebüsche befindlichen Felder völlig leer sind. Im Gebüsche, vorzüglich im Weidicht an Flußufern leisten die Steckgarne gute Dienste. Wenn man ausgemittelt hat, daß die Hühner im Felde liegen, so so stellt man die Steckgarne hinter und unter den vordersten Sträuchern eines in der Nachbarschaft des Feldes gelegenen Gehölzes und zwar nach Verhältniß der Größe des Gehölzes mehrere, vermittelst der Stäbe, der Länge desselben nach fortlaufend auf, sucht dann im Felde mit einem alten, sichern Hühnerhund die Hühner auf, läßt, wenn sie gegen das mit Stecknetzen verstellte Gebüsch zu laufen anfangen, den Hund langsam nachziehen und sucht sie auf diese Art in die Garne zu treiben. Oder man sprengt sie auf, wo sie dann gewöhnlich noch vor dem Gebüsche einfallen, diesem laufend zueilen und sich in den Garnen fangen. Anders verfährt man dagegen, wenn die Hühner entweder vor dem Einfangen bereits im Gebüsche liegen oder beim Aufsprengen im Felde nicht vor demselben, sondern tiefer im Holze einfallen. Im ersten Falle werden die Stecknetze dicht vor dem Gesträuch und zwar da, wo man vermuthet, daß sie aus dem Gesträuch in die Felder laufen, aufgestellt, dann die Hühner mit dem Hunde aufgesucht und in die Garne getrieben; auch, sobald man bemerkt, daß sie nach einer Gegend laufen, wo keine Garne sind, der Hund abgerufen und mit diesem von einer andern Seite vorgegriffen, um das Eintreiben zu bewirken. Im andern Fall, wenn nämlich die im Felde aufgesprengten Hühner nicht vor dem mit Netzen bestellten Gebüsch, sondern tiefer ins Holz einfallen, läßt man zwar gerade vor dem Ort, wo dies geschah, die Netze stehen, hebt dagegen den Theil derselben, der von da aus unter dem Winde gestellt

war, auf, steckt diese im Oberwinde ein Stück am Holzrande fort, dann oben in einer Entfernung von 50 — 80 Schritten von dem Orte, wo die Hühner einfielen, quer durch das Gehölz und auf der andern Seite wieder soweit herunter, als sie reichen, sucht dann die Hühner wiederum auf und wiederholt das Eintreiben auf die vorangezeigte Art.

Beim Aufstellen der Steckgarne muß man vorzüglich darauf sehen, daß sie immer im Zickzack und soviel als möglich unter dichtem Gesträuch gesteckt werden, weil dies den Fang sehr erleichtert und die Hühner, wenn sie etwa in die Winkel gerathen und dann zurückprellen wollen, sich doch verirren und hineinkommen müssen. Selten glückt es indessen, das ganze Volk auf einmal zu fangen, sowie dann die übriggebliebenen nicht leicht an dem nämlichen Tage, oft sogar nach einer ganzen Woche nicht wieder einlaufen, besonders wenn der alte Hahn beim ersten Versuche entkam. Wenn man die Alten, und besonders die alte Henne einzufangen das Glück hat, so gelingt das Einfangen der übrigen leichter. Döbel räth an, man soll auf diesen Fall das eingefangene alte Huhn in einem von Leinwand gemachten Hühnersacke zwischen den Garnen aufhängen. Es würde sodann durch sein Locken gar bald die übrigen herbeirufen und diese dadurch ins Garn gebracht werden.

Da übrigens die Absicht beim Einfangen der Hühner vorzüglich darauf geht, selbige den Winter über aufzubewahren und im nächsten Frühjahre wieder auszusetzen, so muß man, sobald sie gefangen sind, nicht säumen, sie aus dem Garne zu nehmen, auszulösen, weil sie sich sonst durch das Flattern im Jungarn oft stark verletzen. Man untersucht daher beim Auslösen jedes einzelne Huhn und bestreicht, wenn einige sich verletzt haben sollten, die wunden Stellen bei der Heimkehr mit Leinöl oder ungesalzener Butter.

Train sagt in seiner „Waidmannspraktika“, daß er den Hühnerfang mit Steckgarnen jeder andern Fangart vorziehe, weil er der sicherste, mühelosefte und wohlfeilste sei, und auch großes Vergnügen gewähre. Der Fang sei der sicherste und ergiebigste bei solchen Völkern, die noch nicht beschossen oder so wenig als möglich beschossen worden seien. Er benützt beim Fange nicht den Hühnerhund sondern Treiber. Train bemerkt weiter, daß die in das Gehölz gesprengten Hühner am zahlreichsten sich fangen, wenn zwei Jäger zusammen sind, wovon der eine mit dem Hühnerruf lockt, der andere treibt. Den alten Hahn soll man nicht für die Hühnerkammer aufbewahren, sondern gleich abfedern, da derselbe im Zustande der Gefangenschaft äußert wild ist.

Die Steckgarne aufs Gerathewohl im Gesträuche, wo öfters Rebhühner einzufallen pflegen, umherzustellen und sie mehrere Tage und Nächte stehen zu lassen, ist unwaidmännisch, weil die sich fangenden Hühner oft mehrere Stunden sich quälen und tödtlich beschädigen müssen und häufig ein Opfer des Raubzeugs werden, und auch weil bei diesem Verfahren die Netze sehr bald gänzlich zu Grunde gehen.

2. Vom Fange mit dem Hochgarn.

Die Anschaffung der Hochgarne ist mit bedeutenden Kosten, der Fang selbst mit manchen Schwierigkeiten verbunden, jedoch ist es das beste Mittel, der Rebhühner habhaft zu werden, denn theils beschädigen sich die in Hochgarnen gefangenen Hühner weniger, theils werden auch die scheuesten, welche allen andern Garnen ausweichen, durch Anwendung der Hochgarne noch überlistet. Bei nebligem Wetter kann diese Fangart den ganzen Tag ausgeübt werden, bei hellem nur gegen Abend; doch darf es nicht windig und nicht stürmisch sein.

Jester sagt über die Einrichtung der Hochgarne Folgendes:

„Die Hochgarne, Hochnetze, womit man die Rebhühner im Fluge fängt und deren man nach Verhältniß der Reviergröße vier bis acht haben muß, sind gewöhnlich 24 — 30 Meter lang und 7,20 — 9,60 Meter hoch und gleichen im Ganzen dem Taggarn zum Lerchenfang. Die drei obersten Maschenreihen werden so wie die drei unteren aus dünnem Bindfaden, der übrige Theil des Garns aus gutem, starkem, rohem Zwirn verfertigt und zwar auf folgende Weise: Man fängt mit 300 Maschen, jede Masche wird $7^1/_2$ Centim. weit, an und strickt so lange fort, bis das Garn die verlangte Höhe hat. Die oberste Maschenreihe wird dann auf einen starken Bindfaden gezogen und von 10 zu 10 oder von 12 zu 12 Maschen ein Ring von Horn oder Messing eingeschleift. In diese Ringe wird die Oberleine oder Hängeleine, nach Döbel die Hauptleine, eingezogen, welche zwei Federspulen dick und aus gutem Hanf gedreht, auch 0,90 — 1,20 Meter länger als das Garn selbst sein muß, um selbige mit dem übrigen Theile in die Stellstangen einschlingen zu können. Durch die untere Maschenreihe wird ebenfalls eine Leine (Unterleine) gezogen, die jedoch nur halb so stark ist und an welche das Garn unten an den Stellstangen zur Bildung eines Busens in die Höhe gebunden wird. Noch sind für jedes Garn zwei Windleinen erforderlich, um das Garn recht straff anziehen und vor dem Winde sichern zu können. Man nimmt dazu fingersdicke hänfene Stricke

von 9 — 9,90 Meter Länge. Die Stellstangen, deren man zu jedem einzelnen Garn zwei nöthig hat, und die 6 Meter hoch und etwa 10—15 Centimeter stark sein müssen, werden von leichtem, geradem Nadelholze verfertigt. Am untern Ende werden sie zugespitzt, auch in einer Höhe von etwa 1,80 Meter, rings um die Stange eine Kerbe, am obern Ende aber ein Knopf eingeschnitten. Um das Garn recht fest stellen zu können, ist es gut, wenn man noch eine dritte, etwas schwächere aber ebenso lange Stange hat, die man unten ebenfalls zuspitzt und an deren obern Ende eine flache Kerbe eingeschnitten wird."

Der Fang mit Hochgarnen ist vorzüglich im Spätherbst anwendbar, wenn die Hühner nicht mehr halten und er kann so lange bis starker Frost fällt, der das Setzen der Stellstangen unmöglich macht, fortgesetzt werden.

Hat man ausgemacht, wo Rebhühner liegen, so stellt man die Hochgarne da auf, wohin die in der Folge aufgesprengten Hühner wahrscheinlich stieben werden. Am liebsten fliegen sie überall gegen den Wind. Hierauf muß namentlich in ganz freien Feldgegenden Rücksicht genommen werden, weniger wo Feldhölzer, Remisen und Hecken sich befinden, denn da fliegen sie immer auf diese zu. Ueber die Art und Weise des Fanges sagt Fester Folgendes:

„Beim Aufstellen geht man folgendergestalt zu Werke. Man legt sämmtliche Garne der Länge nach dicht neben einander auf den Boden und zwar so, daß das obere Ende mit der Oberleine in freien Feldern dem Winde entgegen und, wenn Feldhölzer, Remisen da sind, nach diesen hinwärts zu liegen kommt. Man legt nun am vorderen Ende (Wechsel) des ersten Garns die erste Stellstange quer über das Gemäsche und zwar dergestalt nieder, daß der Knopf gerade auf der Oberleine ruht, dagegen die zweite Stellstange in eben der Art auf das andere Ende des Garns, auf den mittleren Theil aber die dritte schwächere Stange gelegt und so Garn für Garn fortgefahren wird, bis sämmtliche Stellstangen ihren bestimmten Platz haben. Es werden dann unten gerade da, wo die Stellstangen, ingleichen die schwächeren Mittelstangen mit der Spitze liegen, mit einem Pfahleisen tiefe, weite Löcher in die Erde getrieben, damit die Stangen, wenn sie aufgerichtet werden, feststehen. Man bindet darauf am Kopfe der ersten Stellstange den Anfang der Oberleine nebst der Windleine fest, befestigt am Knopfe der zweiten Stellstange das andere Ende der straff angezogenen Oberleine, ingleichen die zweite Windleine und fährt so fort bis zum Ende des letzten Garns; dagegen die schwächeren Mittelstangen, welche nur vorläufig hingelegt wurden, um die Stellen, wo die Löcher hin-

kommen, zu markiren, vor der Hand bei Seite gelegt werden. Hierauf werden die Stellstangen je zwei und zwei zugleich mit den angebundenen Garnen in die Höhe gehoben, in die für sie bestimmten Löcher gesetzt und die Erde fest getreten, damit sie nicht wanken, um aber die schwächeren Mittelstangen mit der am obern Ende befindlichen Kerbe gerade über dem für sie bestimmten Loche unter die Oberleine gestellt, dann eingesetzt und in die Erde fest getreten. Hierauf werden die Windleinen und zwar die des Endwechsels des ersten Garns, über den Anfangswechsel des zweiten, die des Anfangswechsels des zweiten über den Endwechsel des ersten u. s. w. hinaus sehr straff angezogen und hinter den Garnen mit Hefteln an der Erde angepflöckt, die Hefteln aber so eingetrieben, daß das Schwanken der Stangen verhindert wird. Endlich werden die Garne mit der Unterleine an der untern, 1,80 Meter hohen Kerbe der beiden Stellstangen, nicht aber an der dritten schwächern dergestalt festgebunden, daß das Garn unten recht busenreich ausfalle und der Busen neben der Unterleine auf dem Boden aufliege, damit, wenn die Hühner einfliegen, das Garn denen, die zuerst ankommen, keinen Widerstand leistet, weil sonst die nachkommenden gewiß nicht einfallen würden; dagegen, wenn die vordersten beim Anfluge ein busenreiches Garn vorfinden, mit dem sie eine Strecke hinausfliegen können, die nachkommenden sodann ohne sich im Fluge stören zu lassen, ebenfalls einfallen und gefangen werden. Sobald nun sämmtliche Garne in der vorangezeigten Art gleich einer Wand dicht neben einander aufgestellt sind, suchen zwei, drei Jäger die Felder mit Hühnerhunden ab, nehmen auch wohl einige Leute mit, die in einer Linie neben einander gehen, um die Hühner nach den Garnen zu treiben, dagegen sich an jedem Ende der Garne, wie in der Mitte derselben ein Mann platt auf die Erde legt. Sobald nun ein Volk vor den Hühnerhunden oder den Treibern — und es versteht sich von selbst, daß das Absuchen und Treiben am äußersten Ende des Bezirks, auf dem man die Hühner vermuthet, angefangen und den Garnen gegenüber fortgesetzt wird — auffliegt und sich in den Garnen fängt, springen die neben diesen auf der Erde liegenden Leute auf, werfen mit der möglichsten Geschwindigkeit die mittleren schwächeren Stangen um, heben dann die Stellstangen mit den Garnen heraus und werfen dieses mit den gefangenen Hühnern und über diese nach vorn nieder und lösen nun die Hühner aus. Die Jäger und Treiber halten, während dies geschieht, mit dem Absuchen inne, bis die Garne wiederum aufgerichtet sind, wo dann das Absuchen und Treiben auf ein gegebenes Zeichen in der vorgeschriebenen Art fortgesetzt wird."

3. Der Fang mit dem Glockengarn.

Das Glockengarn ist ein Netzquadrat, welches in der Mitte so viele Busen hat, d. h. so weit ist, daß es, wenn die vier Ecken an der Erde angepflöckt werden, in der Mitte über Mann hoch in die Höhe gezogen werden kann, wodurch es, aufgestellt, fast die Figur einer Glocke hat, daher die Benennung Glockengarn. Es wird nach Jester auf folgende Weise gestrickt: Man nimmt vierfachen Zwirn und ein 4 Centim. breites Strickholz, fängt mit 1 Masche an zu stricken, strickt fort und giebt allzeit 1 Masche zu, bis man 70 — 80 Maschen hat, alsdann wird wieder so lange abgenommen, bis man 1 Masche bekommt. In die vier Seiten wird der Bindfaden so eingezogen, daß jede Seite nur 2,10 Meter lang wird, damit das Garn Busen bekommt. In der Mitte des Garns wird ein rundes Loch eingeschnitten und in solchem ein glatt gefeilter Ring von Messing, der 9 Centim. im Durchmesser hat, angebracht. Beim Aufstellen werden die vier Ecken an die Erde gepflöckt und der mittlere Theil des Garns über einem 1,65 Meter hohen Stellstab, Galgen genannt, in die Höhe gezogen und der Ring dort fest gebunden, wodurch auf jeder Seite unten eine Oeffnung entsteht, unter der die Hühner bequem durchlaufen können.

Der Fang mit dem Glockengarne findet nur im Spätherbst und Winter statt. Man wählt einen Platz auf der Saat oder in den Schlägen, wo man die Hühner öfters angetroffen hat und bestreut diesen mit gesottenem Weizen oder Hanf, der deshalb gesotten sein muß, um das Aufkeimen zu verhindern.

Einige Jäger pflegen um den bestreuten Platz herum einen schwarzen Faden, und zwar anderthalb Hand hoch von der Erde zu ziehen, um dadurch die Krähen und andere Vögel — die Rebhühner scheuen den Faden nicht und laufen unten durch — von dem Platz abzuhalten. Sobald sie die Körnung einmal abgelesen haben, wird das Garn aufgestellt und vermittelst des Ringes an dem Stabe, der in der Mitte in die Erde gesteckt wird, in die Höhe gezogen, der Ring oben an dem Stabe festgemacht. Der Platz wird nun unter dem Garn nochmals bestreut und wenn die Hühner die Körnung abermals abgelesen, eine Hand voll unausgedroschener Weizenähren an einem Faden — der oben an dem Ringe befestigt wird, und gerade an dem Stabe herunterhängt — angebunden. Findet man, daß die Hühner an den Aehren gepickt haben, so wird der Ring, der bis dahin oben befestigt blieb, nicht mehr angebunden, sondern nur

ganz locker und zwar dergestalt auf dem rundlichen Kopfe des Stabes aufgelegt, daß er, sobald die Hühner an den Aehren picken, an dem Stabe herabläuft und die Hühner mit dem Garn bedeckt werden. Es wird übrigens zu dieser, wie zu jeder Art des Einfangens, eine sehr große Windstille erfordert, weil, sobald das Garn vom Winde bewegt wird, die Hühner sich scheuen und nicht zugehen.

Da die Hühner übrigens gewöhnlich längere Zeit unter dem Garne zubringen müssen, ehe sie ausgelöst werden, so beschädigen sie sich durch anhaltendes Flattern oft so stark, daß sie selten zum Aufbewahren, größtentheils nur für die Küche taugen.

4. Der Fang mit der Steige.

Ueber diese Fangmethode sagt Jester Folgendes:

„Die Steige ist nichts anders, als ein erdgrau angestrichenes Brett von der Größe eines mittelmäßigen viereckigen Tischblattes. Dieses wird auf vier kleine Säulen, die, um sie desto bequemer in die Erde bringen zu können, zugespitzt und mit Eisen beschlagen werden, in einer solchen Höhe, etwa 22 Centimeter über der Erde aufgestellt, daß die Hühner bequem und geräumig darunter stehen können. Ringsherum sind auf jeder Seite sechs von Draht geflochtene Fallthürchen, die so eingerichtet sein müssen, daß sie sich sehr leicht hineinwärts aufstoßen lassen. Die zwischen den Fallthürchen bleibenden Oeffnungen werden mit einem straff angezogenen Spiegelgemäsche bedeckt. Sowohl unter der Steige, die im Winter mit Stroh bedeckt wird, und zu der man, um sie aufzustellen, wie bei dem Glockengarn, einen Platz, wo die Hühner sich gerne halten, wählt, als außerhalb derselben werden Körner gestreut und die Fallthüren im Anfange und so lange aufgebunden, bis die Hühner, die so dann ungehindert unter der Steige durchlaufen, sich an diese gewöhnt und die Körnung einige Mal abgelesen haben. Sobald man dies bemerkt, werden die Fallthürchen niedergelassen, da sich alsdann die Hühner, die, um zu den Körnern zu gelangen, die Fallthüren aufstoßen, einschließen und fangen. Man kann sich der Steige bei jeder Witterung, nur nicht, wenn eben Schnee fällt, bedienen und sie gewährt überdies den Vortheil, daß die Hühner sich beim Einfangen nicht beschädigen, ihnen auch der Raubvogel Nichts anhaben kann, wenn sie etwa lange darin bleiben und man erst spät hinzukommt, um sie herauszunehmen. Die Steige ist übrigens in Bezug auf das sichere Fangen ein sehr mangelhafter Apparat und namentlich vergeht

eine lange Zeit, ehe die Rebhühner ein solches im Felde errichtetes Trauergerüste gewohnt werden.

5. Der Fang mit dem Treibzeuge.

Diese Fangmethode ist zweifelsohne eine der ältesten, dabei aber auch eine der künstlichsten und schwierigsten. Es gehört nicht nur eine besondere Geschicklichkeit dazu, das Zeug gehörig zu stricken und aufzustellen, sondern auch viele Erfahrung und Uebung und dann eine überaus große Geduld beim Eintreiben und Einfangen selbst.

Winkell sagt über das Treibzeug und dessen Anfertigung Folgendes:

„Das Ganze besteht aus drei Theilen: 1) dem Hamen, 2) dem Himmel, 3) dem Geleiter. Dieses Alles wird aus dünnem Bindfaden oder aus starkem vierdrähtigem Zwirn gestrickt. Den Hamen fängt man mit 24 Maschen an, deren jede von einem Knoten zum andern 3 Centimeter Weite hat. Dann wirft man sämmtliche Maschen vom Brettchen ab, faßt die letzte auf dem dritten Theil ihrer Länge mit der ersten zusammen und strickt von nun an rund herum so lange fort, bis der auf diese Art entstehende Sack zwei Klaftern (3,60 Meter) lang ist. Hier muß die erste Einkehle angebracht und zu dieser wie an einem Fischergarnsack der Anfang gemacht werden, indem man bei einem ganzen mal Herumstricken an jeder der 24 Maschen eine zunimmt, so daß man 48 auf dem Brett hat. Sind diese sämmtlich abgeworfen, so läßt man beim nächsten Mal herum eine um die andere fallen, so nämlich, daß man nur die erste, dritte, fünfte u. s. w. aufstrickt, die zweite, vierte, sechste u. s. w. aber hängen läßt.

Dann arbeitet man in den nun erhaltenen 24 Maschen rund herum am Sacke fort, ohne zu- oder abzunehmen, bis der Zwirn von der Nadel völlig abgestrickt ist. Nun werden diese fertig gewordenen Sackmaschen in die Höhe geschlagen, den Faden der neu aufgewickelten Nadel aber knüpft man in einer der zur Einkehle zurückgelassenen Maschen an und strickt an diesen, indem bei jedem Mal herum abgenommen wird, so lange rundum fort, bis in der Einkehle eine Oeffnung bleibt, welche, wenn die letzten Maschen sämmtlich an einem Leinchen aufgenommen sind, an jeder Seite aber ein etwas über spannenlanger Stab oben und unten an dem Leinchen und den Maschen festgebunden, auch der übrige oben und unten freie Maschen- und Leinentheil auseinander gezogen ist, ein viereckiges Loch von der Weite bildet, daß ein Rebhuhn gemächlich hindurchlaufen kann.

Nach Beendigung dieses Theiles der Arbeit knüpft man wieder an dem Faden an, welcher an den zurückgeschlagenen Sackmaschen hängen blieb und strickt in diesen so lange fort, bis man, von den ersten Einkehlmaschen an gerechnet, drei Mal herum hat. Dann wird der Anfang mit dem Abnehmen auch hier gemacht, indem man einmal zwei Maschen zusammen nimmt. Hierauf knüttet man vier Mal ohne abzunehmen herum, nimmt dann wieder um eine Masche ab und fährt in diesem Maße fort, bis der Hamen 8 bis 9 Klaftern (14,20 — 16,20 Meter) lang ist.

Gut ist es, wenn vom Anfang der ersten Einkehle an gerechnet, bis zum Hamensackende in der Mitte noch eine zweite Einkehle auf eben die Weise wie die erste eingestrickt wird.

Längs dem ganzen Hamen werden in gleichen Entfernungen von 1,20 zu 1,20 Meter hölzerne Reifen, deren Größe sich nach der abzunehmenden Weite des Hamens richtet, durch die Maschen gezogen und mit den Enden fest verbunden. Oben und unten an den Stäbchen, welche an der engen Oeffnung der Einkehlung eingeschleift wurden, befestigt man dünne Leinen und knüpft diese an dem zunächst der Oeffnung der Einkehle, wenn diese, wie der Sack, scharf angezogen ist, stehenden Reifen fest, so daß beides, völlig ausgedehnt, recht straff und gerade stellt.

Am hintern engern Hamenende wird endlich eine mäßig starke Leine doppelt durch sämmtliche Maschen gezogen und beide Enden derselben an einem hölzernen nicht zu schwachen Hackenheftel festgebunden.

Den aus Garn-Seitenwänden und einer Garndecke bestehenden, sogenannten Himmel verfertigt man auf folgende Art: Man fängt jede der beiden Seitenwände mit einer Masche an, welche von einem Knoten zum andern 3 Centimeter hält, wirft diese ab und nimmt beim nächsten Mal Hineinstricken eine zu und so bei jedem folgenden Mal herum, bis man zwölf Maschen hat. Dann wird beim Weiterstricken immer auf einer Seite eine Masche zu, auf der andern eine abgenommen und so fortgefahren, bis man berechnen kann, daß die Wand, wenn am andern Ende bei jedem Mal herum mit einer Masche bis auf eine abgenommen worden ist, völlig spiegelig ausgezogen, die Länge von zwei Klaftern (3,60 Meter) habe. In gleicher Entfernung von 1,20 zu 1,20 Meter bindet man Spillen (Stäbchen) von weißdornenem oder anderm harten Holz ein, von welchen die Schale im Feuer abgebähet worden ist und die reichlich 15 Centimeter länger als die Wände breit (hoch), auch unten scharf zugespitzt sind. Hierbei verfährt man so: Jede Wand wird breit und straff gezogen, bis die Maschen spiegelig (rechtwinklig) stehen. Nachdem nun

an jeder Spille 4 Centimeter von oben herab und 11 Centimeter von unten herauf ein kleines Loch durchgebohrt worden ist, bindet man mit festem, dünnem Bindfaden den obern Garnsaum gegen und durch das obere, den untern gegen und durch das untere Spillenloch fest, und sieht dahin, daß sämmtliche Stäbchen dem gerade abwärts gehenden Faden nach angeschleift werden.

Bei Verfertigung der Decke wird gewöhnlich mit acht Maschen angefangen, bei jedem Mal herum vorn und hinten um eine Masche zugenommen, in diesem Maße so lange fortgestrickt, bis die Decke gleiche Länge mit den Seitenwänden hat. Am obern Saum der Seitenwände wird dann die Decke mit Zwirn überall angestrickt.

Endlich schleift man den ganzen Himmel (Decke und Seitenwände) am vordersten Bügel oder Reif des Hamens so mit Bindfaden an, daß zwischen dem Gemäsche und dem Bügel keine Lücke offen bleibt.

Noch bedarf man des oben unter 3) genannten Geleiter, zu welchem wenigstens sechs von einander gesonderte Leitern (Wände) gehören. Jede Leiter wird mit eben solchem Gemäsch, wie das an den Seitenwänden des Himmels, 12 Maschen hoch und 6 — 7 Klafter (10,80 — 12,60 Meter) lang gestrickt, auch von 1,20 zu 1,20 Meter eine Spille eingebunden.

Alle vorbeschriebenen Theile des Treibzeuges werden sorgsam einzeln zusammengewickelt, mit dünnen Leinchen jeder Theil (Hamen, Himmel und Geleiter) gesondert von den übrigen zusammengebunden in einem Sack verwahrt und dieser bis Gebrauch von diesem Fangapparat gemacht werden soll, an einem trockenen, luftigen Ort frei schwebend und den Mäusen unzugänglich aufgehängt.

Zum Aufstellen der sämmtlichen genannten Theile des Treibezeugs bedarf man ferner eine genügende Anzahl kleiner hölzerner Häkchen, um selbiges an der Erde damit anzupflöcken, auch einiger 2,50 Centimeter starker, 30 Centimeter langer, unten zugespitzter Strebenrücken, welche da von außen gegen die Wände gestemmt werden, wo sie nicht gerade aufrecht und feststehen.

Hierzu kommt noch das Schild, welches beim Eintreiben die Stelle eines Pferdes, dessen Abrichtung zu diesem Gebrauch viele Mühe und Arbeit kostet, vollkommen ersetzt. Es wird dazu ein 1,80 Meter hohes und eben so langes Stück Leinwand oder Segeltuch auf beiden Seiten mit blaßgrauer, nicht glänzender Farbe gegründet und darauf die Figur eines weidenden Pferdes oder Ochsen in Lebensgröße mit brauner gleichfalls

matter Farbe so gemalt, daß da, wo auf einer Seite der Kopf hingerichtet ist, auf der andern das Hintertheil steht.

Auf jeder Seite des Schildes werden gerade in der Mitte zwei lederne Handhaben angenäht und ebenso angestrichen, wie an dieser Stelle die Leinwand gefärbt ist. Endlich schneidet man gerade über diesen, so weit vom obern Rand abwärts, ein oder zwei querlängliche runde Löcher in die Leinwand so, daß, wenn der Jäger hinter dem Schild steht, er ganz davon gedeckt ist und zum Behuf des Beobachtens der Rebhühner gemächlich hindurchsehen kann. Um nun beim Eintreiben das Schild ausspannen zu können, wird am vordern und hintern Rande eine leichte hölzerne, auch grau angestrichene Leiste angezweckt, nachdem in jede etwa 5 Centimeter vom obern Ende herab und eben so weit vom untern heraufwärts ein kleines Loch so eingemeißelt worden ist, daß der an jedem Ende bei der zum Auseinanderhalten des Ganzen bestimmte, an noch schwächern Querleisten befindliche Zapfen genau hinein paßt."

Ueber den Fangbetrieb mit dem Treibzeuge selbst sagt Winkell Folgendes:

„Es ist sehr schwer, dem Ungeübten das Verfahren bei Anwendung des Treibzeugs schriftlich so genau darzustellen, daß ihm gar nichts dunkel bleiben oder doch nicht Fälle vorkommen sollten, welche blos durch eigene Ueberlegung und Vorsicht beseitigt werden müssen.

Fruchtlos würde das Unternehmen bleiben, den Fang mit dem Treibzeug zu versuchen, ehe Felder und Wiesen größtentheils leer sind oder ehe die jungen Rebhühner geschildert haben, weil sie gewöhnlich dann erst willig sich treiben lassen; und natürlicherweise kann er länger nicht stattfinden, bis starker Frost eintritt. Denn theils wird bei diesem das Stellen der Garne unmöglich, theils laufen dann die Hühner vor dem Schilde nicht mehr, sondern stehen bei fortgesetzter Annäherung auf. Ueberhaupt gelingt diese Fangart im Oktober in den frühern Morgen- und spätern Nachmittagsstunden am besten, späterhin im Jahre aber kann jede Tageszeit dazu benutzt werden.

Vor allen Dingen ist es nothwendig, sich jedes Mal im Voraus davon zu unterrichten, wo das Volk, dessen man habhaft werden will, liegt. Morgens erlangt man am besten hiervon Kunde durch das Verhören. Wie schon oben gesagt worden, hält sich das Volk wenigstens in der Nachbarschaft des Orts, wo es nach dem dritten Rufe einfällt, insoferne keine zufällige Störung erfolgt, gemeiniglich lange genug auf, um das Zeug legen und das Eintreiben vornehmen zu können. Um den Punkt, wo die

Hühner liegen, ganz genau erforschen zu können, steige man, wenn sich Gelegenheit hierzu findet, gleich beim Verhören auf einen in der Nachbarschaft stehenden Baum oder auf eine mit Sträuchern bewachsene Anhöhe, und beobachte von da aus, ob sie sich drücken oder weiden. Immer gebe man dabei auf ihr Benehmen Acht. Hat der Jäger ein hinlänglich scharfes Auge, so wird er sie, bis der Tag völlig angebrochen und die Sonne aufgegangen ist, auf dem Stoppelfelde immer mit aufgerichteten Köpfen sitzen oder herumlaufen und endlich nach längerer oder kürzerer Zeit sich drücken sehen. Wäre dies aber nicht der Fall, so muß er das aufgespannte Schild, an den Handhaben gefaßt, so vor sich nehmen, daß die darauf gemalte Kuh, mit dem Kopfe vorwärts gerichtet, nach den Hühnern zugekehrt steht. Erst weiter, dann immer enger kreisend, suche er sie, vom Schilde gedeckt, ins Auge zu fassen, jedoch mit Vorsicht, um sie nicht aufzusprengen, denn, in der Frühstunde beunruhigt, bleiben sie um diese Jahreszeit den ganzen Tag über wild. Laufen sie ununterbrochen, so greife man immer von weitem so vor, daß sie dem Orte, wo das Zeug gelegt werden soll, weder zu nahe kommen noch sich zu weit davon entfernen können. Endlich werden sie sich hinter einem Raine oder in einer Furche drücken. Den Ort, wo dies geschieht, merke man genau. Immer noch hinter dem Schilde verborgen, ziehe man sich nun dahin zurück, wo das Zeug aufbewahrt ist.

Auf die Wahl des Ortes, wo und die Art, wie das Treibezeug gelegt wird, kommt ungemein viel an; der junge Waidmann befolge daher nachstehende Regeln genau.

Die vorher schon wahrgenommene Wildheit oder Ruhe der Hühner setzt den Jäger in den Stand zu bestimmen, ob er das Zeug weiter von ihnen abwärts oder mehr in ihrer Nähe legen darf; doch kann dies eher in zu großer als in zu kleiner Entfernung geschehen.

Nicht leicht lassen sich die Hühner quer über Raine und Furchen weg, und im freien Felde anders als gegen den Wind treiben; dahin muß also auch der Zeughamensack gerichtet liegen.

Nur wo Feldbüsche vorhanden sind, darf man mit Rücksicht auf die Erfahrung, daß Morgens die Hühner sich williger dem Holze zu-, gegen Abend aber von demselben abwärts treiben lassen, die Garne im Seitenwinde stellen, wenn es gegen den Wind nicht geschehen kann; aber auch hier nur im Nothfall ganz unter dem Winde.

Der Hamen muß jederzeit in einer Ackerfurche oder doch in einer grasleeren, seichten Vertiefung, die über das ganze Zeug hinaus reicht,

gelegt, auch bei sehr scheuen Hühnern, oder bei solchen, welche schon einmal vor diesem oder einem andern Garn gewesen sind, mit grünem Reisig leicht verdeckt werden. Gern legt man das Zeug in dieselbe Furche, in welcher die Hühner sich gedrückt haben, nie weit von diesem Orte seitwärts.

Beim Stellen selbst schlage man erst das ganze Zeug aus, dann ziehe man vermittelst des Leinchens, welches am hintern Hamensackende durch das Gemäsch gezogen ist, letzteres scharf zusammen und treibe, nachdem die Leine straff angezogen worden, den daran befindlichen Heftel so tief als möglich in die Erde. Um aber auf jeden Fall gesichert zu sein, daß die Sacköffnung sich leicht erweitere, schleife man vor dem Zuge noch ein Hülfsleinchen darum. Dann ziehe man die Hamenspiegel so auseinander, daß sowohl die Einkehlen als das äußere Garn unbeweglich und ganz gerade stehen.

Hierauf wird der Himmel, indem man seine Seitenwände möglichst straff anspannt, durch die an letztern befindlichen Spieße an der Erde befestigt, endlich auch das stramm ausgedehnte Geleiter, gleichfalls vermittelst der daran eingebundenen Stäbchen, welche so tief als möglich in den Boden zu drücken sind, aufgestellt und zwar so, daß beide Wände, vom Himmel an, ein kleines Stück parallel laufen, dann aber allmälig nach vorn zu sich immer mehr und gleichmäßig von einander entfernen.

Zum Beschluß befestigt man das ganze Zeug vermittelst der dazu bestimmten hölzernen Häkchen genau an der Erde und setzt da, wo ein Spieß etwa nicht recht fest steht, von außen eine Strebemücke an.

Bei allem hier Gesagten verfahre man mit möglichster Genauigkeit, ohne jedoch die Zeit unnütz zu verschwenden. Alles Geräusch und aller Lärm muß sorgfältig vermieden werden.

Nun bleibt noch die schwierige Arbeit, die Rebhühner dem Zeuge zu- und in dasselbe hineinzutreiben übrig. Zu diesem Ende verberge sich der Jäger auf eben die Art wie oben gesagt worden hinter das Schild und gehe in einem so großen Bogen um den Ort, wo das Volk sich gedrückt hat, herum, daß er etwa 150 Schritt, nach Befinden auch wohl noch weiter hinter dem Volke dem Zeuge gegenüber kommt. Von hier aus nähere er sich langsam und vorsichtig dem Lager und bemühe sich, die Hühner durch die im Schilde befindlichen Löcher ins Auge zu fassen. Sobald er sie erblickt und dabei gewahr wird, daß eins oder mehrere den Kopf aufrichten, bleibe er auf der Stelle mit dem Schilde so lange unbeweglich stehen, bis sie es annehmen d. h. bis sie, ohne Wildheit zu verrathen,

danach hinsehen und dann vorwärts laufen. Nur selten wird es nöthig sein — beim fernern Eintreiben darf es nie geschehen — sie durch Räuspern oder Husten aus der Ruhe zu wecken und immer ist es ein mißlicher Versuch, sie auf diese Weise dahin zu bringen, daß sie das Schild annehmen; lieber bleibe man stundenlang hinter demselben stehen und erwarte mit Geduld den Zeitpunkt, wo sie es von selbst thun.

Laufen sie beim ersten Regewerden gleich auseinander, blicken sie dabei wild umher, oder fangen sie gar an, mit dem Schwänzchen zu schnippen, so kann man sich überzeugt halten, daß das Geschäft des Eintreibens mit Schwierigkeiten verbunden sein und nur bei Anwendung aller möglichen Behutsamkeit gelingen wird. Am besten ist es, sich in diesem Falle langsam, mit dem Schilde rückwärts gehend, zu entfernen. Nur behalte man die Hühner stets im Gesicht und nähere sich behutsam wieder, wenn sie sich vereinigt haben und ruhig zu werden anfangen. Drücken sie sich, so muß gerade so wie im Anfange verfahren werden; laufen sie aber weidend vorwärts, so folge man bedächtig und greife in gehöriger Entfernung seitwärts immer so vor, daß sie nach und nach sich dem Zeuge nähern müssen. Oft wird man mehrere Mal sich zurückziehen, alles wieder von vorne anfangen und Stunden, ja, wenn sie sich sehr schüchtern bezeigen, halbe Tage lang Geduld haben müssen; zuweilen aber laufen sie auch recht willig dahin, wohin man sie haben will. Vorzüglich suche man sie, wenn sie die nach dem Zeuge hinführende Vertiefung annehmen, in derselben zu erhalten, und folge langsam, aber ununterbrochen, so lange sie ruhig vorwärts gehen.

Doppelte Behutsamkeit wird nöthig, wenn sie sich dem Geleiter nähern, um durch zweckmäßiges Vorgreifen zu verhindern, daß keins beim äußersten Ende der Flügel weggehe; denn sonst folgen sie alle.

Hat man sie sämmtlich zwischen das Geleiter gebracht, so nähere man sich sehr langsam, gebe aber genau Acht, ob eins oder mehrere mit dem Schwänzchen schnippen; denn bei diesem sichern Merkmal, daß ihnen die Sache verdächtig wird, ist es hohe Zeit, sich mit dem Schilde zurückzuziehen; auch dann erst, und zwar nicht geradezu, sondern immer hin und her sich wendend, vorsichtig näher zu gehen, wenn sie zwischen dem Geleiter weiden oder doch ruhig dort herumlaufen. Nur suche man es zu verhüten, daß sie nicht wieder aus demselben herauskommen, sondern bemühe sich durch abwechselndes Nähern und Zurückgehen mit dem Schilde, sie dem Himmel zuzutreiben.

Sobald nur erst eins oder ein Paar vom ganzen Volke unter demselben hinlaufen, folgen die übrigen gewiß und nun ist es Zeit, hinter dem Schilde verborgen, rasch hinan zu eilen, um das Zurückprallen zu verhindern.

Haben sie die letzte Einkehle des Hamens passirt, so springe man hinzu, werfe, da sich nun Alle am Ende desselben befinden, den Rock darüber, verbinde mit einem Leinchen dicht vor ihnen den Sack, ziehe den an der Zugleine befindlichen Heftel aus der Erde, öffne das Loch am Hamen nur so weit, daß man mit der Hand hinein kann, nehme jedes Stück einzeln heraus, verschneide den zum Verspeisen bestimmten Hähnen sogleich die Flügel, stecke sie in die eine Abtheilung eines Sackes, an dem der Boden in der Mitte eingenäht, der aber an beiden Enden offen ist, die Hennen und eine ihnen gleiche Anzahl Hähne aber mit unbeschnittenen Flügeln in die andere.

Beim Nachhausekommen werden sie dann in den dazu eingerichteten Kammern aufbewahrt und gefüttert, bis es die Umstände erlauben, die zum Aussetzen bestimmten wieder an schicklichen Orten ins Freie zu bringen, die überflüssigen Hähne aber in der Küche zu verbrauchen.

Höher am Tage muß man die Rebhühner, welche in dem Treibezeug gefangen werden sollen, erst mit dem Hühnerhunde aufsuchen. Halten sie ihn aus, was freilich zu der Zeit, wo sie sich am besten treiben lassen, selten geschieht und steht er fest, so kreist man hinter dem Schilde so lange den Platz, bis man sie liegen sieht, zieht sich dann zurück, ruft oder pfeift aber den Hund, insofern man mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß er aushält, nicht eher ab, bis das Zeug gelegt ist. Nachdem hierauf der Hund ab- und an die Leine genommen worden, bleibt das Verfahren beim Eintreiben unverändert so, wie bereits im Vorhergehenden angegeben worden.

Steht dagegen in der Suche ein Volk Hühner auf, oder muß man es, wenn der Hund nicht Appell genug hat, sich nach Willkür des Jägers abpfeifen zu lassen, aufsprengen, so giebt man genau Acht, wo sie einfallen und ob sie da sich drücken oder ob sie laufen. In beiden Fällen wird der Hund an die Leine, das Schild aber zur Hand genommen und Alles das verrichtet, was bereits im Vorangehenden gesagt wurde.

In Revieren, wo Felder mit Gebüsch abwechseln, oder wo viele lange Hecken und Remisen vorhanden sind, ist für den einzelnen Jäger mit dem Treibezeuge selten und höchstens nur am frühen Morgen etwas auszurichten; hat er hingegen einen verständigen Kameraden und stehen ihm

ein Paar dazu abgerichtete Leute zu Gebote, so ist der Fang mit demselben nirgends leichter und mit sicherem Erfolge auszuüben als in solchen Gegenden. Bekanntlich fallen da die aufgesprengten Hühner fast immer am Rande der Gebüsche oder an den Remisen ein. Besteht nun das Holz aus einer schmalen, nicht zu langen Streife und wird sie von Feldern oder Wiesen auf beiden Seiten begrenzt, so stellt man auf jeder, etwa 100 — 150 Schritte abwärts vom Holze, einen Gehülfen im Freien an. Beide geben Acht, ob sich die Hühner, während in gehöriger Entfernung von ihnen der Jäger da, wo er Gelegenheit dazu findet — womöglich am entgegengesetzten Ende des Gebüsches — mit dem Zeuge verlegt, wieder ins Feld ziehen wollen. Sobald einer von ihnen sie am Rande laufend erblickt, so fängt er, erst stillstehend, ganz leise zu husten an, damit sie ins Gebüsche zurückgehen. Will dies keine Wirkung thun, so muß er blöken wie ein Schaf, sich auch wohl, ohne näher zu gehen, etwas hin- und herbewegen, sobald sie aber wieder ins Holz eilen, sich ruhig verhalten.

Ist der Jäger mit dem Verlegen zu Stande, so zieht er sich, nachdem ein dritter Gehülfe in einiger Entfernung vom Hamen sich im Gebüsch so versteckt hat, daß er das Zeug übersehen kann, an das entgegengesetzte Ende der Holzstreife. Die Beobachter an den Seiten gehen gleichfalls mit zurück, halten sich aber, während der Jäger allein oder mit Beihülfe eines sehr folgsamen, kurzsuchenden Hundes, von Zeit zu Zeit hustend und blökend, auch wohl den gewöhnlichen Zuruf nachahmend, dessen sich der Bauer bedient, um sein Zugvieh anzufeuern, im Gesträuche vorwärts geht, auf den Flügeln in einiger Entfernung vom Holze immer etwas vor.

Wenn einer von ihnen nur ein Huhn am Rande gewahr wird, muß er sich hustend melden, damit es umkehre und das Volk sich immer mehr nach dem Zeuge hinziehe.

Läuft es nun im Geleiter ein und kommt es erst unter den Himmel, so eilt der im Gebüsche verborgene Mann, jedoch ohne Geräusch zu machen und ohne sich dem Geleiter zu nähern, vor das Zeug und treibt die Hühner in den Hamen.

Da in Gegenden, wo es viele Rebhühner giebt, mehr als ein Volk in einem solchen Holzbezirke liegen kann, so muß der Gehülfe am Zeuge, sobald die gefangenen Hühner am Ende des Hamens sind, diesen vor denselben mit einer Leine unterbinden, den Rock darauf werfen und sich wieder so lange verbergen, bis die Ankunft des im Holze zutreibenden Jägers vor dem Geleiter nicht mehr hoffen läßt, mehrerer habhaft zu werden. Dann erst werden die eingegangenen ausgelöst.

Fiele ein im Felde rege gemachtes Volk in breiten, zusammenhängenden Gehölzen ein, so ist es doppelt nöthig, den Punkt, wo dies geschieht, genau wahrzunehmen. Dieser Beobachtung zufolge muß, während der Jäger am schicklichsten Orte in gehöriger Entfernung vor den Hühnern verlegt, ein Gehülfe am Feldrande beobachten und überhaupt sich der beim Fange in schmalen Gebüschen gegebenen Anleitung gemäß benehmen; ein zweiter hingegen stellt, einem mit dem Holzrande parallel laufenden Wege oder Stege entlang, in aller Stille Steckgarne. Dieser verrichtet nebst dem Jäger, welcher das Verlegen besorgte, nach vollendeter Vorarbeit das Eintreiben ganz so, wie oben gesagt, auch wird alles Uebrige auf gleiche Weise behandelt. Nur müssen am Ende auch die Steckgarne besucht und aufgehoben werden.

Hätte ein rege gemachtes Volk in einer Remise oder Feldhecke Schutz gesucht, so würde dem einzelnen Manne das Geschäft, es einzutreiben, sehr schwer fallen.

Ohne Versuche dieser Art gemacht zu haben, glaubt der Verfasser, daß, um den Fang unter diesen Umständen mit gutem Erfolg zu betreiben, zwei mit der Sache hinlänglich vertraute Jäger und zwei Schilder erforderlich sind. Von letztern gedeckt, würden erstere, — wenn nach Maßgabe des Windes und in gehöriger Entfernung von den Hühnern an einem oder dem andern Ende der Remise oder Hecke so verlegt worden wäre, daß der Himmel dicht am Gesträuche, das Geleiter desselben aber wie immer vorwärts und allmälig auseinander gezogen stünde — am entgegengesetzten Ausgange der Remise, etwa 20 — 30 Schritte von derselben entfernt, an beiden Seiten sich vertheilen und dann beim Eintreiben wie im Vorangehenden angegeben verfahren müssen. Noch sicherer möchte man indessen wohl auf folgende Art zum Zwecke gelangen:

„Das Zeug würde so gelegt, daß der Wind von demselben auf die Hühner hinstriche. Dann müßten die zwei Jäger mit den Schildern sich nebst einem dritten, welcher einen fermen gelassenen Hühnerhund führte, an das entgegengesetzte Ende der Hecke begeben, und indem letzterer längs derselben langsam fortsuchte, an beiden Seiten sich im Freien immer etwas vorziehen. So würde verhindert werden, daß die Hühner, was sonst leicht der Fall sein möchte, nicht unbemerkt rückwärts laufen könnten; stünde aber der Hund an der Remise in der Positur, welche er vor dieser Federwildart gewöhnlich macht, so wäre es ein Beweis, daß das ganze Volk oder ein Theil desselben sich gedrückt hätte. Auf ein von dem, welcher den Hund stehen sähe, gegebenes, verabredetes Zeichen müßten nun die Schildführer

sich bis gegen den Hund zurückziehen, dann von beiden Seiten sich vorsichtig der Hecke nähern und erforderlichen Falls durch Husten u. dergl. die Hühner zum Laufen zu bringen suchen; oder der dritte Jäger müßte den Hund langsam avanciren lassen, während die beiden mit Schildern versehenen sich wieder etwas vorhielten, bis einer oder der andere bemerkte, daß sie wieder vorwärts gingen. Sollten sie ja aufstehen, so würden sie doch, in so fern es nicht ganz dicht vor dem Zeuge geschähe (woran fast immer ein Uebereilungsfehler schuld sein möchte), und wenn sie überall, besonders an diesem Orte, vorher nicht zu stark beschossen wären, vor oder zwischen dem Geleiter wieder einfallen und dann um so leichter ins Garn laufen."

Winkell behandelte den Fang mit dem Treibezeuge deshalb so besonders ausführlich, weil er diese Fangmethode für die beste unter allen hält und zwar deshalb, weil es die einzige ist, bei welcher der Jäger hoffen kann, des ganzen Volkes auf einmal habhaft zu werden, nach der dabei befindlichen Zahl der Hähne und der Hennen kann er zugleich am besten bestimmen, wie viel Stück der erstern er zum Wiederaussetzen mit unverstutzten Flügeln aufbewahren soll; ferner, weil die im Treibzeuge gefangenen Hühner, vorzüglich, wenn der Hamen spiegelig gestrickt ist, weit weniger als in solchen Garnen, in denen sie eingehen, ohne daß der Jäger sogleich dabei ist, um sie auslösen zu können, sich beschädigen; gleichwohl ist der hieraus entspringende Vortheil größer als ein angehender Waidmann, der nicht weiß, daß ein großer Theil der im Garne auch nur leicht verletzten Rebhühner in der Kammer wie im Freien zu Grunde zu gehen pflegt, wohl glauben sollte.

6. Der Fang mit dem Tyraß oder dem Schneenetze.

Jester sagt über diese Fangmethode Folgendes:

„Der Tyraß ist ein aus festem Zwirn gestricktes Netz, mit dem die Hühner, wenn sie sich vor dem Hunde gedrückt haben, bedeckt werden, daher diese Art von Garn, womit man auch Wachteln, Schnepfen und Lerchen fängt, Deckgarn genannt wird. Der Hühnertyraß wird aus festem Zwirn spiegelig gestrickt. Man fängt mit einer Masche, welche 3 Centimeter von einem Knoten zum andern weit ist, an, nimmt alsdann auf der einen Seite mit einer Masche ab und auf der andern mit einer Masche zu und strickt so lange fort, bis es die begehrte Länge hat. Hierauf wird auf jeder Seite wieder eine Masche abgenommen, bis es wieder nur eine Masche wird. Auf diese Art bekommt der Tyraß auf allen Seiten einen

Saum von doppelten Maschen. Einige machen das Garn kürzer, Andere länger. In Frankreich, wo der Tyraß mit zwei Pferden geführt wird, um ihn sehr hoch tragen zu können, wird er 18 Meter lang und 27 Meter breit gemacht. Die meisten stricken ihn aber nur 18 Meter lang und 12 Meter breit. Alsdann hat er auch nur vorn oder oben einen Saum, weil es auf den übrigen Seiten nicht nöthig ist. In die vorderen Saummaschen wird eine Leine gezogen, welche eine Federspule dick und so lang sein muß, daß, wenn sie durchgezogen ist, auf jeder Seite 3,50 bis 5,50 Meter übrig bleiben, um das Garn, wenn es zusammengewickelt ist, zusammenbinden zu können.

Der Fang selbst wird auf folgende Weise betrieben. Man sucht die Hühner mit dem Hunde auf. Sobald der Hund steht und der Jäger gewahr wird, daß er Hühner vor sich hat, läßt er ihn avanciren, bis er ganz fest steht und dann Couche machen. Hierauf geht man mit dem Tyraß, der von zwei Personen getragen wird, jedoch ohne den Hühnern vor dem Ueberziehen zu nahe zu kommen, gegen den Hund und zieht, indem das hintere Ende an der Erde schleppt und man mit dem vordern, welches in die Höhe gehalten wird, schnell zuläuft, den Tyraß über die Hühner und bedeckt sie. Der Hund muß äußerst gut dressirt sein und sobald der Tyraß übergezogen wird, an der platten Erde tout beau (couche) machen, auch muß man, sobald die Hühner bedeckt sind, den Rock darüber werfen, damit sie nicht aufflattern und sich beschädigen oder wohl gar, wenn viele darunter sind, den Tyraß aufheben und davon fliegen.

Viele Jäger bedienen sich dabei zugleich eines abgetragenen oder auch nur eines ausgestopften Falken, und werfen beim Ueberziehen den Falken von der Hand oder halten ihn, wenn er ausgestopft ist, auf einer Stange in die Höhe, indem dann die Hühner sich drücken und um so besser halten. Die bequemste Zeit zum Tyrassiren ist gleich nach der Ernte auf den frisch abgemähten Stoppeln. Das Feld muß eben und flach sein. Auf höckerigen Feldern ist der Tyraß nicht anwendbar. Auch auf Grundwiesen oder in einzelnen Stücken späten Sommergetreides, in Wickfutter u. dergl. ist der Tyraß als eine einfache Methode zu empfehlen.

Das Schneenetz oder Schneegarn, welches zur Winterszeit, wenn es geschneit hat, gebraucht wird, unterscheidet sich von dem Tyraß blos dadurch, daß es von stärkerm Zwirne und mit etwas weiteren Maschen, weil die jungen Hühner zur Winterszeit schon völlig ausgewachsen und so groß wie die Alten sind, gestrickt wird. Bei dem Gebrauch des Schneegarns sucht man die Hühner, die ein irgend geübtes Auge gar leicht auf dem

Schnee entdeckt, auf und überzieht sie, wenn sie halten, auf ähnliche Art wie vor dem Hunde. Die bequemste Zeit dazu ist des Morgens und zwar sehr frühe, ehe sie aus ihrem Nachtlager aufstehen und das Geäse suchen oder auch des Abends, wenn sie bereits ihr Nachtlager gescharrt haben. Die Witterung muß gelinde, der Schnee ohne Kruste sein, weil sie sonst den Jäger nicht nahe herankommen lassen. Bei flachem Schnee, wo sich die Hühner nicht so tief einscharren können und ebenfalls weniger halten, und, wenn es windig ist, kann das Schneenetz nicht gebraucht werden, sowie sie dann, wenn der Wind stark weht, sich ohnehin, um vor diesem Schutz zu suchen, gern nach dem Gebüsch an die Anberge, in die Feldgräben ziehen, wo ihnen mit dem Schneenetz nicht beizukommen ist. Gewöhnlich hält, wenn die Hühner im Lager beisammen sind, ein Huhn die Schildwache. Wenn sich dieses bei der Annäherung des Schneenetzes schnell unter dem Schnee verbirgt, so ist es ein gutes Zeichen und die Hühner halten dann größtentheils, wogegen sie, wenn die Schildwache zu rufen anfängt, gewöhnlich aufzustehen pflegen. Das Wetter wie das Betragen der Hühner paßt indessen nur selten zu dieser Fangart."

Wir erlauben uns, dem von Jester Gesagten noch Folgendes beizufügen:

Die beste Zeit zum Tyrassiren ist von Bartholomäi bis 8 oder 10 Tage vor Michaeli, weil da die Hühner am besten halten. Man tyrassire nur an ganz windstillen, sonnigen Tagen und nur zwischen den Mittagsstunden, wo sie am festesten liegen. Man gehe kein Volk mit dem Tyraß an, das, wenn auch nur einmal, schon beschossen wurde.

Sobald das Volk tyrassirt und jedes einzelne Glied desselben am Entrinnen verhindert ist, so löst man die im Garne verwickelten Hühner behutsam aus, hascht vorsichtig die übrigen und versenkt sie zusammen in den Hühnersack.

Das Tyrassiren in Kartoffelfeldern, in Krautäckern, auf Plätzen, wo einiges Gestrüpp ist, hat den bedeutenden Nachtheil, daß der Tyraß an seinen vier Seiten nie so dicht auf den Boden niedergedrückt werden kann, daß nicht dort und da Oeffnungen bleiben, wo die Hühner durchschlüpfen können und daß die Netze durch Kohlpflanzen, die starken Stämmchen und Aestchen des Gestrüppes leicht zerrissen werden.

Ein sehr erfahrner Waidmann theilte uns die Beobachtung mit, daß die Rebhühner vor dem Tyraß wie vor dem Schneegarn am besten bei abnehmendem Mondlicht halten.

7. Der Fang mit der Schneehaube.

Es giebt zweierlei Arten von Schneehauben, eine viereckige und eine lange. Die viereckige wird auf folgende Art verfertigt: Man strickt ein 7,20 Meter langes Garn, welches mit einer $7^1/_2$ Centim. langen Masche angefangen wird. Dann nimmt man wie immer beim spiegelig Knütten bis zu 20 Maschen zu, strickt unter abwechselndem Ab- und Zunehmen fort, bis sich die vorgeschriebene Länge des Garns ergiebt, nimmt dann wieder bis auf eine Masche ab und strickt zuletzt beide Enden des ablang ausgeschlagenen Garns zusammen. Nachdem nun die obersten Saummaschen gezählt und die Summe in vier gleiche Theile abgetheilt worden, bindet man da, wo jedes Viertel des Netzes endigt, einen daumenstarken Spieß, wie an den Steckgarnen, fadengerade ein. Sodann wird ein vollkommen gleichseitiges Viereck spiegelig und so groß geknüttet, daß es den gleichfalls ins Quadrat gestellten Seitenwänden zur Decke dienen kann. Nachdem jenes an diesen so angestrickt worden, daß beide Stücke ein Ganzes ausmachen, bindet man in der Mitte der Decke einen $2^1/_2$ Centim. dicken Stab an, welcher, wenn er etwa $7^1/_2$ Centim. tief in die Erde gesteckt wird, lang genug bleibt, das bauchige Herabhängen derselben zu verhindern, ohne das Garn zu straff in die Höhe zu spannen.

Endlich schneidet man in der Mitte jeder Seitenwand soviel Maschen im Viereck aus, daß eine kleine Einkehle eingestrickt werden kann, deren engeres Ende noch so groß bleibt, daß ein Rebhuhn gemächlich hineinzuschlüpfen vermag. Hier wird nun ein rechtwinkelig viereckig zusammengebogener Draht eingezogen und befestigt, am obern Quertheil desselben aber ein leicht bewegliches Fallthürchen, wie an der Steige, angebracht, in den obern Ecken der Drahtvierecke ein dünner Bindfaden und an diesem ein hölzernes Häkchen eingeschleift, welches, wenn es nach innen zu seitwärts eingepflöckt ist, die Einkehle straff und das Fallthürchen perpendikulär stehend erhält.

Die lange Schneehaube besteht aus einem überall 40 $7^1/_2$ Centim. Maschen im Umfang haltenden, 5,40 Meter langen Sack, in dessen Gemäsche, 90 Centim. von einander entfernt, haselne, an beiden Enden mit Knöpfchen versehene Spriegel, an welchen die Schale noch befindlich ist, von solcher Länge eingezogen werden, daß sie durch 28 Maschen reichen. Dann zieht man durch die übrigen 12 Bodenmaschen einen Bindfaden und schleift ihn an den Knöpfchen der Spriegel so fest, daß die Bogenform der

Spriegel sich nicht verändern kann. Um das Hin- und Herwanken der Spriegel im Gemäsche zu verhindern, werden sie ringsum an der dritten Masche fest angebunden.

Hierauf fängt man die noch erforderlichen zwei Einkehlen auch mit 40 Maschen in Sackform besonders an und nimmt bei jedem Mal herum so lange ab, bis man noch 16 Maschen zur Oeffnung behält, in welcher wie bei der viereckigen Schneehaube, drähterne Fallthürchen angebracht werden. Ebenso wie am großen, überall gleich weiten Sack werden auch am vordern, weitesten Theil der Einkehlen Spriegel eingezogen und diese, nachdem das Einkehlengarn in den großen Sack gesteckt worden, unter den Endspriegeln desselben eingeklemmt. Beide über einander liegende Spriegel, sowie die an dem Knöpfchen angebundenen, durch die zwölf Bodenmaschen gezogenen Spannleinen, bindet man von drei zu drei Maschen fest zusammen. In jeder obern Ecke der Drahtcharniere, welche das Fallthürchen auffangen, schleift man dann einen Faden an, mit welchem sie am nächsten Sackspriegel so befestigt werden, daß sie beim Aufstellen senkrecht stehen.

Am obern Theil der Schenkel des vordersten und hintersten Sackspriegels schleift man zwei etwas stärkere Leinchen ein, an deren anderm Ende hölzerne Heftel angebunden werden. Beim Aufstellen zieht man, nachdem die ganze Haube scharf ausgedehnt worden ist, die ebengenannten Leinchen vorwärts und etwas seitwärts scharf an, und befestigt sie vermittelst der Heftel im Erdboden. So erhält die Haube die Gestalt eines langen Vogelbauers.

Ueber den Fang selbst sagt Winkell weiter Folgendes: „Schon der Name Schneehaube giebt die Zeit an, zu welcher die Rebhühner in diesem Garne gefangen werden können. Wie bei der Steige wird auch hier angeposcht, doch ist das Sieden der Körner unnöthig. Haben die Hühner einige Mal angenommen, so werden bei der viereckigen Schneehaube die Eckstäbe bis an den untern Saum der Seitenwände in die Erde gesteckt, letztere aber, nachdem die Einkehlen perpendikulär gestellt und die daran befindlichen Leinchen vor denselben mit kleinen Häkchen am Boden befestigt sind, ringsum verhakt, d. h. auf der Erde angepflöckt. Endlich treibt man auch den Mittelstab so tief und fest ein, daß der Himmel nicht bauchig herunter hängt und der Wind nicht damit spielen kann.

Die lange Schneehaube wird beim Aufstellen so straff als möglich auseinander gezogen, wodurch sich die Einkehlen, nebst den daran befindlichen Fallthürchen, von selbst fangbar stellen. Dann spannt man jede der an beiden Seiten des vordersten und hintersten Spriegels angeschleiften

Leinen scharf an und nagelt sie vermittelst der daran befindlichen Heftel auf dem Boden fest.

Daß bei jeder Schneehaubenart gleich so angeposcht (vorgefüttert) werden muß, wie es die Form derselben, wenn sie gestellt ist, fordert, verdient wohl kaum eine Erwähnung.

Weder in der eckigen noch in der langen fängt man ein ganzes Volk auf einmal; sind aber zuerst die Alten oder ist doch der Hahn mit eingegangen, so werden die übrigen Glieder der Familie bald hernach auch überlistet.

Bestehen die Garne aus Spiegelgemäsch, so beschädigen sich die Hühner selten und um so weniger, da man die Schneehauben gewöhnlich in Gärten und so aufstellt, daß sie aus dem Hause übersehen werden können. Man eile jedoch so viel als möglich die Gefangenen auszulösen, damit Raubvögel und Katzen bei dem zwar vergeblichen Versuche, ihrer habhaft zu werden, sie nicht ohne Noth beunruhigen.

Die lange Schneehaube hat den wesentlichen Vorzug vor der viereckigen, daß man sie ohne weiteres aufnehmen und mit den darin befindlichen Hühnern nach Hause tragen kann, hier aber die Gefangenen mit aller Gemächlichkeit herausgenommen werden, dagegen das Ausnehmen aus der viereckigen beschwerlich und Beschädigung der Hühner dabei unvermeidlich ist.“

Bei unbeständiger Witterung und Schneegestöber ist der Gebrauch der Schneehaube, sowie des Schneenetzes selten zulässig.

Zu den Schneehauben gehört auch der Rebhühnerkorb, welcher nichts anderes als eine Schneehaube von Holz verfertigt ist und zu den unpraktischen Fangapparaten gehört.

Man kann die Rebhühner auch in Laufdohnen fangen; es ist jedoch diese Fangart nicht waidmännisch und kann dieselbe, sowie das Fangen in Fußschlingen mit Recht als „Aasjägerei“ bezeichnet werden.

IV.

Waidmännische Hege und Pflege eines Rebhühnerstandes.

1. Abnahme der Rebhühner.

Wenn wir auch von einer allgemeinen Verminderung der Rebhühner nicht sprechen können, indem dieselben in manchen Gegenden, wie die jährlichen Abschußlisten erweisen, gegen frühere Jahre sich eher vermehrt als vermindert haben, so ist doch soviel gewiß, daß dieselben in vielen Gegenden in den letzten Decennien sich sehr vermindert haben. Die Ursachen, welche die Abnahme dieses so harmlosen Federwildes bewirkt haben und noch bewirken, sind sehr mannigfach. Die Vervollkommnung der Schußwaffen, die erhöhte Fertigkeit im Flugschießen dürften wohl einen Hauptfaktor bilden. Außerdem dürften noch folgende Gründe der Verminderung der Rebhühner in Betracht kommen.

a) Der Verfall der Jägerei überhaupt. Wir haben dieses unerquickliche Thema schon früher theils in, in Zeitschriften veröffentlichten Aufsätzen, theils in Werken von uns öfters behandelt*), so daß wir uns bei dieser Gelegenheit kurz fassen wollen. Gelernte Jäger giebt es nur wenige mehr. Durch das in allen deutschen Staaten eingeführte Jagdverpachtungssystem ist es fast Jedem, der den Jagdpacht zahlen kann, möglich geworden, Jagdbesitzer zu werden, wenn er auch von dem waidmännischen Betriebe einer Jagd gar Nichts versteht. Von Hegen ist auf solchen Jagden keine

*) Vergl. Wiener Jagdzeitung 1863, 1866, 1868; ferner unsere „Niederwildbahn" (Leipzig, L. Hirschfeld). v. Th.

Rede; alles, was vor die Flinte kommt, wird geschossen oder angeschossen, in letzterem Falle nimmt man sich nicht einmal die Mühe, dem kranken Wilde nachzusuchen, sondern überläßt es als leicht erwerbbare Beute dem Raubzeuge. Daß Jagden, welche in solchen Händen sind, keinen guten Wildstand hegen, dürfte Jedem einleuchten.

b) Die Vernachlässigung des Jagdschutzes. Guter Jagdschutz ist eine Hauptsache, wenn ein Jagdrevier in gutem Stande erhalten werden soll. Die gegenwärtigen Pseudojäger kümmern sich leider fast gar nicht darum; sie beaufsichtigen die Wilddiebe nicht, weil sie zu bequem dazu sind, stellen dem Raubzeug weder mit Geschoß noch mit Fangzeug nach, theils weil sie es nicht verstehen, theils weil sie die damit verbundenen Kosten scheuen. Von einem Füttern des Wildes im Winter ist ohnedies bei ihnen keine Rede. Wie viele Rebhühnernester werden von den Bauern- und Hirtenbuben, beim Grasmähen und dergl. zerstört! In strengen Wintern, wo die Rebhühner Mangel an Aesung leiden, kommen sie ihre ursprüngliche Scheu ablegend, in die Nähe der Scheunen und Stallungen der einzelnen Gehöfte und Dörfer und suchen nach Aesung. Diese Annäherung benutzen dann nicht nur die Wilddiebe von Profession, sondern auch andere, übrigens ganz harmlose Menschen, Bauern und deren Gesinde, indem sie die halbverhungerten Hühner durch ausgestreutes, geringes Getreide in die Umgebung ihrer Gehöfte kirren und dort mittelst angebrachter Schlingen oder Fallen fangen, sich auch wohl bei vorgeschrittenem Maße von Frechheit des Schießgewehrs bedienen. Der Abbruch, der auf diese Weise den Rebhühnern gethan wird, ist erheblicher als der Schaden, der ihm durch Raubzeug werden kann. Indessen ist es nicht allein die nächste Umgebung der Dörfer und Gehöfte, in welchen den Rebhühnern so sehr nachgestellt wird, auch in freiem Felde und überall da, wo Feldgebüsche und Gestrüpp vorkommen, in welchen dieselben Schutz gegen Raubzeug und Schneetreiben suchen, sowie an den Ufern der Flüsse, Bäche und Teiche, besonders wenn daselbst Wasser und Gräser gefunden werden, wird dieses Wild oft in solcher Menge gefangen, daß dadurch ganze Jagdreviere entvölkert oder doch sehr heruntergebracht werden können. Ueberhaupt wird in unsern Tagen der Jagd gerade von dieser Seite mehr Schaden zugefügt als früher. Das bringt schon der unter dem Volke herrschende Geist der Widerspenstigkeit und der Abneigung gegen Alles, was der Jagd oder vielmehr den Jägern zum Besten ist, nicht Anders mit sich. Die Ueberhandnahme der Wilddieberei, des Raubzeugs, die Unterlassung der Fütterung der Rebhühner im Winter, was Alles sich wieder auf die Vernachlässigung des

Jagdschutzes von Seiten der Jagdbesitzer gründet, kann demnach als der zweite Grund der Verminderung der Rebhühner bezeichnet werden.

c) Das Ausrotten der Hecken und Remisen in den Feldmarkungen. Früher, wo es in den Feldmarkungen noch genug Hecken und Gesträuche gab, fanden die Rebhühner hinreichenden Schutz vor dem Raubzeug und den Witterungseinflüssen; jetzt sind sie, besonders in ebenen Feldmarkungen, wo in weiter Ferne fast kein Strauch zu sehen ist, den Angriffen des Raubzeugs und den Unbillen der Witterung ganz preisgegeben.

d) Strenge Winter, schlechte Frühjahrs- und Sommerwitterung*). In strengen Wintern, insbesondere in solchen, wo der Schnee eine für die Hühner undurchdringliche Kruste hat, oder so hoch liegt, daß sie nicht an den Boden kommen können, gehen viele Hühner zu Grunde. Ebenso nachtheilig sind starke Gewitter oder sonstige Regengüsse, sowie anhaltende Nässe während der Brut und unmittelbar nach dem Ausschlüpfen der Jungen. Alle Nester, welche in der Ebene stehen, sind dann schon fast so gut als verloren, denn die Henne kann sie nicht trocken erhalten und die Eier werden kalt, wenn der Regen allzu lang anhält. Wenn aber auch die Jungen glücklich auskommen, so sind sie deshalb doch noch nicht gerathen; die warme Sonne ist ihnen unentbehrlich. Sobald diese fehlt und anhaltender Regen eintritt, so erstarren sie am Ende und kommen um, theils weil die natürliche Wärme der Mutter nicht für eine zahlreiche Brut hinreicht, theils auch, weil bei schwerem, fettem Lehmboden sich die nasse Erde knollenweise an die noch ganz schwachen Ständer dieser armen Thierchen anhängt und ihnen das Fortlaufen unmöglich macht, so daß sie bald ermatten und elend ums Leben kommen, da die Mutter ihnen nicht helfen kann.

e) Der stärkere Klee- und Oelsaatenbau. Der seit etwa dreißig Jahren auffallend vermehrte Anbau des Klees und der Oelsaat übt einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Feldhühner aus. Das erste Grün verleitet die Henne, ihr Nest darin zu bereiten**) und so wird sie,

---

*) Ist die Witterung im Sommer sehr heiß und trocken, so ist dies nicht förderlich für das Gedeihen der Hühner. Es kommt dann öfters vor, daß die Hühner wegen der großen Hitze die gelegten Eier verlassen und nicht ausbrüten können, wie wir dies im Jahre 1868 bemerkt haben. Bei großer Dürre halten ferner die Hühner den Vorstehhund nicht gut aus; anstatt aufzustehen, laufen sie erst eine Strecke weit fort und erheben sich dann außer Schußweite. v. Th.

**) Es ist immer eine eigenthümliche Erscheinung bei allen Arten des Hühnergeschlechts, daß die Hennen ihre Nester mit einer grenzenlosen Nachläsigkeit an

wenn die erste Ernte eintritt, bald ein unrettbares Opfer der Sense oder der Sichel. Sollte sie aber auch im glücklichsten Falle wirklich mit dem Leben davon kommen, so ist doch wenigstens ihre ganze Brut verloren.

f) Das Mißverhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte. Wir haben darüber schon bei der Naturgeschichte des Rebhuhns das Nöthige gesagt. Sind nun in der Paarzeit wirklich mehr Hähne als Hennen vorhanden, so daß sich oft drei, auch vier Hähne um den Besitz einer Henne streiten, so werden die einzelnen Hennen durch die beständigen Verfolgungen von Seiten der Hähne gehindert, ihre Nester zu bereiten, die Legezeit kommt heran und sie verlegen ihre Eier bald dahin, bald dorthin, ohne daß sie bebrütet werden. Daher kommt es dann, daß diese Hennen gelte bleiben.

g) Das zu zeitige und unpflegliche Beschießen der Völker im Herbst, das Wegschießen der beiden Alten gleich bei Aufgang der Hühnerjagd.

h) Das zu späte Wegschießen überzähliger Hähne in der Paarzeit.

Manche haben hierher auch noch die Gewohnheit, Doppelflinten zu führen, gerechnet. Damit können wir uns nun nicht einverstanden erklären. Dagegen kommt, wie bereits im Eingange dieses Abschnittes erwähnt ist, die Vervollkommnung der Schußwaffen, die größere Fertigkeit im Flugschießen in Betracht. Auch das Schießen auf zu weite Entfernungen, wodurch so manches Wild angeschossen wird, ohne daß man desselben habhaft werden kann, darf hier erwähnt werden.

In manchen Gegenden werden förmliche und vollständige Treibjagden oft durch 50 und noch mehr Treiber auf Rebhühner im Herbste gemacht. Auch diese sind der Erhaltung eines Rebhühnerstandes schädlich. Wenn manchmal die Hühner durch Arbeiter auf ein verhältnißmäßig kleineres, zum Abschuß sich besonders eignendes Terrain zusammengetrieben wer-

---

solchen Stellen anlegen, wo sie der Zerstörung am leichtesten ausgesetzt sind. Das Rebhuhn hat oft das schönste Korn- oder Weizenfeld vor dem Schnabel, somit den sichersten Schutz für sein Nest und dennoch legt es seine Eier mit entschiedener Vorliebe an einem Feldrande, auf Wiesen oder in Kleefeldern an und wählt erst dann einen sorgfältiger geschützten Brutplatz aus, wenn es um das erste Gelege gekommen und durch Schaden klug geworden ist. Bei der größten Sorgfalt der Heu- und Kleemäher ist es nicht möglich, den Schaden zu verhindern, da die Hühner, wenn die Eier schon stark bebrütet sind, vom Neste sich nicht rühren und viel lieber durch die Sense den Tod erwarten und meistens auch erleiden, bevor sie sich im Brutgeschäfte stören lassen. v. Th.

den, so kann darin gerade nichts Unwaidmännisches gefunden werden, ebenso auch nicht darin, wenn man in einer Feldmarkung viele Remisen hat, in welchen Rebhühner liegen, und sich diese treiben läßt, während man sich mit noch ein Paar Schützen am Rande derselben vorstellt. Wenn aber am Rande eines Kartoffelstückes, einer bestandenen Wiese und dergl., unter welchen Umständen ein Abschuß vor Hunden möglich ist, eine große Menge Treiber aufgestellt, die Schützen in gleich weiten Distancen sich dazwischen vertheilen und nun auf ein gegebenes Signal wie im Parademarsch vorgegangen und auf alles Lebende eine Art Pelotonfeuer eröffnet wird, so dürfte eine solche Weise zu jagen schon eher „Aasjägerei" als waidmännisch genannt werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß bei solchen Treibjagden 10 — 20 Procent der ins Feuer gekommenen Hühner krank geschossen und da der obwaltenden Eile wegen ein Nachsuchen mit Hunden selten stattfindet, ein erheblich großer Theil dieses Wildes verloren geht.

Die fortschreitende Kultur schadet im ganzen dem Rebhühnerstande nicht und trägt nicht zur Verminderung dieses Wildes bei, kommt im Gegentheile allem kleinen Wilde eher zu statten, abgesehen von dem dadurch herbeigeführten, bereits erwähnten Ausrotten der Hecken und Gesträucher in den Feldmarkungen. Das ist aber gewiß, daß im innern Betriebe der Landwirthschaft seit dreißig bis fünfzig Jahren erhebliche Veränderung zu Ungunsten des Wildstandes stattgefunden haben. Die sogenannte Dreifelder-Wirthschaft hat der Fünffelder-Wirthschaft weichen müssen. Bei der ersteren blieb ein bestimmter Theil der Ackerfläche ein oder mehrere Jahre lang unbenützt, „brach" oder nur als Viehweide liegen und gewährte in diesem Zustande, weil sich bei demselben die verschiedenartigsten Gräser und Kräuter einfanden, dem kleinen Wilde — Hasen und Rebhühnern — nicht allein Aesung, sondern auch Schutz gegen nachtheilige Witterung und Feinde. Dieser Vortheil besteht nicht mehr, indem jetzt jedes Jahr jedes Grundstück unter den Pflug genommen wird, wodurch jene dem Wilde nützlichen Gegenstände natürlich verschwinden müssen. In früherer Zeit pflegte man auch den Stalldünger schon im Herbste auf den Acker zu fahren, den ganzen Winter hindurch in Haufen von 60 — 90 Centim. Höhe und eben solcher Breite liegen zu lassen und erst bei der Frühjahrsbestellung unterzuackern. Diese Düngerhaufen, welche in Folge von Regen und Schnee vor und nach im Aeußern fast reines Stroh enthielten, haben den Hasen und Rebhühnern einen großen Vortheil gewährt, denn dieses Stroh und Heu wurde in strengen Wintern und bei tiefem Schnee nicht nur zur Aesung,

sondern auch als ein Schutzmittel gegen Sturm, Kälte und kleines Raubzeug benützt.

Ferner ist durch die fast überall ausgeführte Ablösung der Waldweide-Servitut der vormals Berechtigte gezwungen, sein Vieh im Stalle zu füttern und zu diesem Zwecke vielmehr als früher Futterkräuter, als Klee, Esparsette, Lupine und dergl. anzubauen. Da nun diese also bestellten Grundstücke des Viehfutters wegen schon vom Monat Mai an benützt werden, so werden dabei auch sehr viele Rebhühner und deren Nester durch die Sense und Sichel getödtet und zerstört, wozu noch die Beunruhigung und wirkliche Gefährdung des Wildes auf den angrenzenden, mit Getreide bestellten Aeckern in Betracht gezogen werden muß.

Dies wären im Allgemeinen die Gründe, welche einen größern oder geringern Einfluß auf die Verminderung der Rebhühner ausgeübt haben und noch ausüben.

2. Verbesserung eines herabgekommenen Rebhühnerstandes.

Wenn wir von denjenigen Punkten absehen, welche nur durch eine Aenderung der Zeit-, resp. Kulturverhältnisse, sowie durch eine Aenderung der Jagdgesetze geändert werden können, welche letztere namentlich dahin zu wirken hätten, daß die Berechtigung zur Jagdausübung nur solchen ertheilt werden dürfte, die von dem echt waidmännischen Betriebe einer Jagd etwas verstehen und solchen, welche die Jagd nicht auf Kosten ihrer Zeit, ihres Berufes und ihres Vermögens ausüben — so ergeben sich folgende Regeln für die richtige Behandlung eines Rebhühnerstandes, resp. Mittel, einen herbgekommenen Rebhühnerstand zu verbessern.

a) Das ganze Jahr hindurch muß sich der Jäger auf das Eifrigste bemühen, dem Raubwilde möglichsten Abbruch zu thun*). Wir haben bereits bei der Naturgeschichte des Rebhuhns erwähnt, daß der Fuchs, die zahme und die wilde Katze, der Baummarder, der Iltis und das Wiesel den Hühnern ungemein schaden, da es ihnen überaus leicht wird, die auf dem Neste sitzende Henne zu beschleichen. Die Raubvögel

*) Dem Raubhaarwilde muß mit Geschoß und Fangzeug das ganze Jahr hindurch fleißig nachgestellt, namentlich muß das Ausgraben der jungen Füchse fleißig betrieben werden. Das Raubfederwild vertilgt man am besten durch Zerstörung der Horste und Vernichtung der Jungen, namentlich durch Anlegung einer Krähenhütte, die überhaupt in keinem Feldhühnergehege fehlen darf. v. Th.

schaden zur Brütezeit weniger, weil die Henne fest und verborgen auf ihrem Neste sitzt und auch der Hahn nicht soweit umherstreicht, als sonst, also weniger als zu jeder andern Zeit von ihnen bemerkt wird.

b) Jeder Bauernhund, der zur Hegezeit auf den Feldern angetroffen wird, jede Hauskatze, die sich weiter von der Wohnung des Landmannes entfernt, sollte vom Jäger ohne Säumen niedergeschossen werden, eine Vorschrift, welche allerdings nicht überall gehandhabt werden darf. Auch ist es nicht eigentlich der Hund, welcher Strafe verdient, indem er ja blos seinem Instinkt folgt, sondern der Herr desselben, welcher ihn nach den bestehenden Gesetzen nicht hätte freilassen, sondern anlegen sollen. Ist daher der Besitzer des Hundes zugegen, so muß dieser zur Anzeige gebracht werden.

c) Die einschlägige Obrigkeit verhänge eine bedeutende Strafe über das Aufsuchen und Fortschaffen der Rebhühnereier und der jungen Brut. Der Jagdbesitzer setze einen guten Preis auf die Entdeckung und Angabe solcher Frevler aus.

d) Es ist nichts Seltenes, daß Landleute zur Zeit der Getreideernte Abends die Hühner verhören und, sind diese auf Getreideschwaden oder in ein noch stehendes Getreide eingefallen, den Fallplatz mit Fußschlingen, Laufdohnen 2c. umstellen. Zur Zeit der Getreideernte finde sich daher der Jäger fleißig auf den Feldern ein und habe ein sehr wachsames Auge.

e) In Feldmarkungen, wo der Jagdbesitzer auch Grundeigenthümer ist, und in welchen es sehr wenig bestrauchte Raine, bebuschte Wiesenflecke, Feldköpfe und Hecken giebt, ist das Anlegen von Remisen sehr zu empfehlen. Zu diesem Zwecke bepflanzt man eine Fläche von etwa einem Morgen mit Schwarz- und Weißdorn, Hasel-, Brombeer- und Wachholdersträuchen und dergl. Je dichter die dazu gewählten Straucharten zusammenwachsen und je unzugänglicher dieselben für die Raubvögel sind, desto besser. Diese Remisen werden am zweckmäßigsten in der Mitte des Reviers angelegt. Um die Gebüsche immer in gehörigem Schlusse zu erhalten, müssen sie von Zeit zu Zeit abgestutzt werden. Hohe Bäume dürfen in solchen Remisen nicht geduldet werden, da dieselben Anlaß zum Aufliegen der Raubvögel geben.

Herr Oberforstmeister v. Pannewitz zu Breslau hat im Aprilhefte der Forst- und Jagdzeitung von 1855 bezüglich dieser Remisen eine neue Entdeckung mit folgenden Worten mitgetheilt: „Es giebt ein Knollengewächs, der Erdapfel, Helianthus tuberosus, welches mit geringem Boden vorlieb nimmt, perennirend ist und 1,20, 1,50—1,80 Meter hohe Stengel

treibt, welche mit der bekannten Sonnenrose im Habitus große Aehnlichkeit haben. Man sucht nun in der Feldmark, wo man die Anlage von Remisen beabsichtigt, geeignete Punkte dazu aus, z. B. in der Nähe von Wasser, entfernt von Straßen, Wegen oder sonst frequenten Orten und wo das Bestehen der Remise dem landwirthschaftlichen Betriebe nicht störend entgegentritt. Die Anspruchslosigkeit der Erdäpfel gestattet dabei, daß die Wahl des Ortes auch solche Stellen treffen kann, welche den Bau von Getreide oder andern Feldfrüchten nicht sonderlich lohnen. Es sind jedoch auch Punkte zu wählen, wo die Remise stets oder doch längere Jahre stehen bleiben kann, theils weil die Erdäpfel perennirend sind, theils damit sich das Wild an diese Orte hingewöhne. Hat man nun die Stelle, wo die Anlage erfolgen soll, ausgesucht und festgestellt, so legt man im Frühjahre die Knollen der Erdäpfel in entsprechender Entfernung von 45—90 Centim. in der Art in die Erde, wie dies mit den Kartoffeln geschieht. Daß hier keine Schweine hinkommen dürfen und die bestockte Fläche vor Betreten, Behüten u. s. w. geschützt werden müsse, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung. Die Größe der Fläche bestimmt sich selbstredend durch die Oertlichkeit und das vorliegende Bedürfniß; bald genügt $^1/_4$ — $^1/_2$ Morgen, bald aber wird auch die Verwendung von einem ganzen Morgen erforderlich und lassen sich hierüber keine weitern Vorschriften ertheilen, als daß eine geringere Fläche als $^1/_4$ Morgen dem Zwecke nicht entspricht. Wenn die Erdäpfel nun aufgegangen sind, hat man durchaus nichts weiter zu thun, als sie ruhig und ungestört fortwachsen zu lassen. Im Laufe des Sommers schon zieht sich dann das Wild zuweilen in diese durch die hohen, blattreichen Stengel geschützten kühlen Gebüsche. Kommt der Herbst heran, wo die letzten Hafer-, Haidekorn- und Kartoffelfelder abgeerntet und kahl werden, es dem Wilde daher an Verstecken fehlt, dann werden diese Remisen vom Wild emsig besucht und bevölkert; namentlich ziehen die Rebhühner sich sehr gerne dahin. Mit heranrückendem Winter werden theils durch Wind, theils durch Schnee die überreifen Stengel geknickt und gebrochen; selten aber legen sie sich ganz um, sondern lehnen sich bei dem dichten Stande der Stauden nur untereinander an, so daß unten am Boden stets ein mehr oder minder offener Raum vorhanden bleibt, worin sich das Wild stecken und Schutz finden kann. Will oder muß man Fütterungen im Winter vornehmen, so ist es sehr zweckmäßig, dieselben in unmittelbarer Nähe dieser Helianthus-Remisen anzulegen, da dann das Wild, nachdem es die Futterplätze geleert hat, sich sofort wieder in den nahen Versteck zurückziehen kann. Tritt das Frühjahr ein, so räumt man zeitig die Stengel

von der Remise ab und verwendet solche, da sie stark und holzig sind, zu leichter Feuerung, nachdem die daran noch verbliebenen Blätter vom Rind- und Schafvieh abgefressen worden sind, denn deren Genuß ist denselben sehr willkommen. Nach erfolgter Abräumung nimmt man einen Theil der Knollen aus der Erde und läßt nur soviel darin, daß dadurch die Wiederbestockung der Fläche erzielt wird. Es ist schon öfter der Fall gewesen, daß die Zahl der Knollen so groß war, daß man $^4/_5$ — $^5/_6$ derselben herausnehmen und anderweit verwenden konnte. Diese Knollen sind ein vortreffliches Futter für Rindvieh und Schweine und helfen gerade zu einer Zeit aus, wo andere Vorräthe schon sehr aufgezehrt sind. Auch als Gemüse können diese Knollen verspeist werden und geben vornehmlich in der Rindsbrühsuppe mitgekocht, derselben einen sehr aromatischen Geschmack. Die ausgehackte Remisenfläche überläßt man sich lediglich selbst, ohne weitere Pflege, wo sie sich durch die in der Erde belassenen Knollen von selbst wieder bestockt. Auf solche Weise kann sie viele Jahre fortdauern."

In allen Remisen, sie mögen natürliche oder künstlich angelegte sein, ist es von großer Wichtigkeit, für die Anzucht von Brombeersträuchern und Wachholder zu sorgen; denn beide Arten von Beeren sind den Feldhühnern sehr willkommen, letztere besonders auch im Winter, wenn es an andern Hülfsmitteln fehlt. Aus diesem Grunde pflanze man auch überall, wo sich eine Gelegenheit dazu zeigt, auf jeder Oedung im Felde, sollte sie auch nur eine halbe Quadratruthe (10 Quadratmeter) groß sein, sowie an jedem unangebauten Rain recht viele Wachholderbüsche an. Man wird sich durch den guten Erfolg für diese Mühe reichlich belohnt finden, nicht nur weil diese Gebüsche einigen, wenn auch nur sehr unzureichenden Schutz gewähren, sondern auch weil sie in den Zeiten der Noth eine gesunde Fütterung liefern.

Sehr nützlich für die Erhaltung und den Schutz der Rebhühner und überhaupt des kleinen Wildes sind auch die sogenannten Topinambur- und Maisremisen. Erstere, welche auch auf dem schlechtesten Boden fortkommen, nützen dem kleinen Wilde dadurch sehr, daß sie zum Schutz gegen Raubzeug dienen und auch, wenn nicht anderes und besseres Winterfutter verabreicht wird, als Aesung von demselben angenommen werden. Insbesondere sind es die nicht tief in der Erde liegenden Knollen, welche von Hasen und Rebhühnern fast aller andern Aesung vorgezogen werden. Die Mais-Remisen sind ebenfalls in Ermangelung von Nadelholzremisen der Jagd nützlich und liefern die Maiskörner für die Rebhühner ein ganz vortreffliches Futter.

Diese Topinambur- und Maisremisen sind um so mehr empfehlenswerth, als sie in der Größe von 0,2 Hektaren in dem Jagdterrain zahlreich vertheilt und nicht nahe an der Jagdgrenze angelegt werden.

Bei der Anlage dieser sowie überhaupt aller Remisen muß stets als Hauptgrundsatz gelten: mehr viele und kleine, als große und wenig derartige Remisen anzulegen. Gut ist es, wenn in den Remisen einige Blößen vorkommen, weil die Rebhühner auf diesen Stellen gerne einfallen und dieselben zum Baden benutzen.

Ganz besonders nützlich werden die Remisen in lange dauernden, schneereichen Wintern. Wie jedem Jäger bekannt ist, jagen die Raubvögel und selbst die langsamen und schwerfälligen Bussarde, die Rebhühner so lange, bis dieselben endlich ermüden und ihnen zur Beute werden. Sind aber Remisen in der Nähe, so streichen die Rebhühner jedes Mal nach diesen hin, verstecken sich dort und die Raubvögel werden in diesem Fall die Verfolgung sofort aufgeben.

Auch als Futterplätze müssen die Remisen, namentlich die in der Mitte des Jagdreviers gelegenen benützt werden.

Diese Remisen haben aber auch ihre Nachtheile. Sie werden nämlich von Wilddieben benützt, welche bei großer Kälte und tiefem Schnee nicht nur zahlreiche Schlingen daselbst legen, sondern dieselben auch zum Ansitz mit dem Schießgewehr benützen. Gute Aufsicht sichert allein dagegen, namentlich müssen im Winter diese Remisen öfters abgesucht werden, was auch bei den an Dörfern gelegenen Gärten und den Umzäunungen der Gehöfte zu geschehen hat, wo auch sehr häufig Schlingen gelegt werden. Dagegen hat der Jäger hinsichtlich der Wilddieberei weniger Punkte zu beaufsichtigen, weil, wenn nur in den Remisen gefüttert wird, an den andern Orten des Jagdreviers selten kleines Wild, und namentlich Rebhühner in strengen Wintern sich aufhalten werden.

f) In strengen und schneereichen Wintern füttere man die Rebhühner recht fleißig. Die Fütterungsplätze werden, wie bereits erwähnt, am zweckmäßigsten in der Nähe, resp. in den Remisen angelegt. Oberförster Gödde empfiehlt in seinem vortrefflichen Werke: „Die Jagd und ihr Betrieb in Deutschland“ (Berlin, Wiegandt, Hempel und Parey) die Anlage von Futterhütten und sagt darüber Folgendes:

„Eine solche, 3 Meter im Durchmesser haltende und 2 Meter hohe Hütte besteht aus Stangen und Nadelholzreisig oder Langstroh. Das flache Dach muß, wenn am untern Ende auch nicht dicht, doch bis fast ganz an den Boden reichen, weil sonst auch Raubvögel und namentlich Krähen

dieselbe besuchen und Schaden anrichten würden. Eine andere Oeffnung darf eine solche Hütte nicht haben und wird das Futter in das Innere derselben dadurch gebracht, daß das Reisig oder Stroh des Daches nur soviel zertheilt wird, um mittelst einer Hand das Futter hineinbringen zu können. Außerdem wird um diese Hütten und zwar ein halber Meter breit, Futter gestreut, um das Wild, resp. die Rebhühner anzukirren und sie auf das Futter im Innern derselben aufmerksam zu machen. Wenn der untere Rand des Daches bis 5 Centim. vom Boden entfernt ist und hier nur aus lockerm Reisig oder Stroh besteht, dann werden die Hühner auch schon nach einigen Tagen hindurchkriechen und das Futter, welches am zweckmäßigsten aus geringem Weizen oder Gerste bestehen muß, annehmen. Diese Hütten sind 800 — 1000 Meter unter sich entfernt anzulegen, stets von Schnee frei zu halten und mindestens jeden zweiten Tag genügend mit Futter zu versehen."

Fehlt es an schützenden Remisen, die natürlich am besten sich zur Anlage der Futterplätze eignen, so kann man seinen Zweck doch und zwar auf ganz einfache Weise dadurch erreichen, daß man an solchen Orten, wo die Hühner gerne liegen, mehrere Plätze von der Größe einer Quadratruthe (20 Quadratmeter) von Schnee entblößt und dann 60—90 Centim. hoch hinlänglich dicht mit Schwarzdornreisern belegt, so zwar, daß der geschmeidige und in die kleinsten Lücken sich fügende Körper eines Rebhuhns, aber kein größerer Vogel hineinschlüpfen kann. Zu dem als Futter dort auszustreuenden Getreide müssen auch Krauthäupter nebst etwas Brunnenkresse, Runkeln und andere Rüben, sowie Kartoffeln beigefügt werden, woran die Hühner besonders gerne picken. Auch das Aufstellen von unausgedroschenen Weizengarben und Braunkohlhäuptern bei Hecken und Gebüschen, oder in den Remisen ist sehr zu empfehlen. Auch der Anbau des sogenannten Waldkorns wird von einigen Jägern anempfohlen, weil diese Frucht ohne besondere Bestellungskosten auf etwas wundem Boden, Schneißen ꝛc. üppig wächst und eine mehrjährige Dauer in sich birgt.

Die Futterplätze dürfen, wenn möglich, nicht gewechselt und es darf nicht bald hier bald dort gefüttert werden. Namentlich darf man nie auf ganz freiem Felde füttern, sondern immer in den künstlichen oder natürlichen Remisen oder, wo diese fehlen, bei Hecken und Gebüschen und in Ermangelung dieser mit Anwendung obengenannter Schutzmittel.

Nützlich ist es, jeden Winter zu füttern, wenn derselbe auch nicht so streng und schneereich ist und zwar soll man damit im Monat November, sobald der erste Schnee die Erde bedeckt, beginnen, und damit fortfahren

bis die Hühner zu Paaren fallen, etwa bis in den Februar. Tritt manchmal noch ein Nachwinter ein, so ist dann gerade das Füttern um so nothwendiger*).

g) Haben Ueberschwemmungen, Hagel, Wolkenbruch, anhaltend nasse und kalte Witterung im Frühling und Sommer dem Rebhühnerstand bedeutenden Abbruch gethan, so beschieße der Jäger in diesem Herbste seine Hühner gar nicht, oder so wenig als möglich; dagegen füttere er sie den Winter hindurch, wenn es auch gerade nicht nöthig wäre. Wer nicht soviel Macht über sich hat, daß er zu rechter Zeit etwas laufen oder fliegen lassen kann, sondern sich der Begierde zu schießen blindlings überläßt, wie könnte wohl ein solcher jemals sein Revier in guten Stand bringen? Dem wahren Jäger gilt es gleich, ob er beim Erblicken des Standwildes ein Gewehr oder einen Stock in der Hand hält; das Vergnügen bleibt für ihn immer dasselbe. Nur die Pseudojäger, deren es heutzutage so viele giebt, schießen Alles nieder, da es ihnen nur um das Haben, das Erlegen des Wildes, nicht um dessen Pflege zu thun ist.

h) Zur Paarzeit suche der Jäger mit einem fermen Hühnerhunde die Kleeäcker ab, um die Hühner vom Nisten in diesen Aeckern abzuhalten und beunruhige sie überhaupt soviel als möglich. Auch vor dem Eintritt

---

*) Ueber die Pflege und Behandlung der Rebhühner im Winter macht im Jahrgang 1873 der Wiener Jagdzeitung der Fürstl. Löwenstein'sche Forstmeister Herr Wallenfels folgende Mittheilungen:

„In Betreff der Ueberwinterung der Rebhühner bedarf es nach meiner Erfahrung gar keiner besondern Umständlichkeiten selbst beim tiefsten Schnee und Kälte. Im Spätherbste, wenn die Felder ganz fest gefroren sind, wird Fichtenreisig ausgeführt und in pyramidenförmige Hütten aufgestellt, sie müssen jedoch so dicht gebaut werden, daß selbst bei Schneewehungen der Schnee nicht durchdringen kann, und muß auch an der Südseite eine Oeffnung gelassen werden. Dieses zeitige Aufstellen der Hütten hat aber den Zweck, daß sich die Hühner so zu sagen daran gewöhnen und damit bekannt werden. Tritt dann Schneefall ein, so streut man nur ganz wenig Weizen, um die Rebhühner nur gleichsam in diese Hütten anzukirren. Es ist selbst bei tiefem Schnee und so lange der Schnee noch nicht gefroren ist, daher keine Schneekruste bildet, auch nicht nöthig, viel Weizen (hauptsächlich muß der Weizen mit Wegfall, d. i. mit Spreue oder Siebe gemengt sein) in diese Hütten zu streuen, denn es ist Thatsache, daß die Rebhühner selbst beim tiefsten Schnee in so lange die Hütte nicht angehen, als sie sich durch den Schnee arbeiten und den Boden, ob mit oder ohne Saaten erreichen können.

Anders verhält es sich bei gefrornem Schnee. Tritt dieser Fall ein, so muß dann in der Quantität der Futtervorlage nicht gespart werden. Gewöhnlich ziehen sich zu diesen Hütten auch alle möglichen Gattungen Raubwildes, namentlich Krähen,

der Mähezeit thut der Jäger gut daran, die Kleeäcker und Wiesen mit einem fermen Hühnerhund abzusuchen. Sobald dieser anzieht, läßt ihn der Jäger noch soweit avanciren, bis er ganz fest steht. Jetzt ruft er den Hund ab, geht an die Stelle, wo er gestanden hat, und umsteckt das

---

Bussarde, Habichte zc., welche man dadurch abzuhalten oder zu tödten suchen muß, daß man in einer Entfernung von 0,90 — 1,20 Meter um die Reisighütte Pflöcke schlägt und von Spagat in einigen Abständen einen Zaun herumzieht, diesen so eingefriedeten Platz von Schnee reinigt und mit Mengfutter, Weizen und Wegfall bestreut. In Betreff der Vertilgung der vorher erwähnten Raubthiere legt man Fleischkugeln, vermengt mit fein geriebenen Krähaugen (Nux vomica). Ist endlich ein anhaltender strenger Winter und fest gefrorner Schnee, so thut man gut, wenn zu viele Hühner auf eine Hütte gehen, Plätze zu machen, nämlich einen Raum von höchstens zwei Quadratklafter ganz von Schnee zu reinigen, an aufgestellten Pflöcken einen Spagat darum zu ziehen und den bloßen Raum mit Weizen zu bestreuen, aber dabei die Anwendung der Vertilgungsmittel gegen das Schädliche nicht zu vergessen.

Mein Freund und Nachbar hat statt alljährlich die vorangeführten Reisighütten aufzustellen, kleine Häuschen aus Brettern anfertigen lassen, welche beim Schnee auf die Felder vertheilt und beim Abgang wieder weggenommen werden.

Besonders lieben es die Rebhühner, sich im Winter in die Thäler oder überhaupt in Niederungen, besonders wo sich Quellen finden, zu ziehen; und dann ist besonders zu beachten, weil sich hier immer eine größere Anzahl Hühner zusammenzieht, recht viele Futterplätze zu machen, damit sie sich nicht immerwährend bekriegen und die hier und da doch vorkommenden schwächeren versprengen, welche dann eine Beute der Raubthiere werden.

Eine nach meiner Erfahrung aber ganz verwerfliche Art der Ueberwinterung der Rebhühner ist das Einfangen und Einsperren derselben während dieser Jahreszeit in geschlossenen Räumen. Wir haben diese Art in unserer Jugend in großem Maßstabe betrieben und haben wahrgenommen, daß durch die im Frühjahre ausgesetzten Rebhühner keine besondere Vermehrung eingetreten. Unsere Beobachtungen haben sich dadurch bestätigt, daß wir sehr häufig Plätze fanden, wo Rebhühner vom Raubwild aufgezehrt waren, dann, wenn dieses nicht der Fall war, so haben wir sehr häufig Ketten von nur 8 Stück aufgefunden; dieses und mehrere andere Fälle auch in Bezug auf den Kostenpunkt gaben Veranlassung, daß ich schon im Jahre 1840 diese Art Ueberwinterung aufgab und mich auf die Ueberwinterung im Freien beschränkte. Und wir haben, wenn nicht gerade zur Brutzeit bedeutende Regengüsse eintreten, immer Hühner genug. Aber eines Umstandes muß ich besonders erwähnen, der wesentlich zur Verminderung unseres, wenn auch noch immer guten Hühnerstandes beiträgt, und das ist der ausgedehnte Kleebau, welcher namentlich beim Großgrundbesitze mit Energie betrieben wird. Ich könnte Beispiele anführen, daß im Sommer 1872 auf einem herrschaftlichen Acker 9 und auf einem andern 11 Rebhühnernester zerstört wurden, wobei gewöhnlich der auf dem Neste sitzenden Henne der Kopf abgehauen wird." v. Th.

Hühnernest in mäßig weitem Kreise mit sichtbaren kleinen Stäben; hierauf bedeutet er dem Besitzer des Kleefeldes oder der Wiese, nicht weiter als bis an die gesteckten Stäbe mähen zu lassen. Er kann aber auch das mit dem Vorstehhund gefundene Nest nach Hause tragen und die Eier einer Haushenne, welche Lust zum Brüten zeigt, unterlegen. Die ausgebrüteten Jungen werden dann, sobald sie erwachsen sind, auf dem Reviere ausgesetzt.

i) Man lasse in jedem Reviere nach dem Verhältniß seiner Größe jedes Jahr einige Völker ganz unbeschossen (etwa 2 — 3 Zehntheile sämmtlicher Völker) und wähle dazu diejenigen, die sowohl von den Nachstellungen des Raubzeugs, wie von der Störung durch Menschen und Vieh am wenigsten zu befürchten haben, die voraussichtlich überhaupt am wenigsten beunruhigt werden, am geeignetsten in der Mitte des Reviers, in dicht geschlossenen Remisen. Starke Völker widerstehen den Einwirkungen der Kälte bei weitem leichter, schon weil sie sich gegenseitig besser erwärmen können. Auch wird es im Winter den vereinten Bemühungen eines starkzähligen Volkes leichter gelingen, den Schnee zu durchbrechen und zu der grünen Saat zu gelangen. Wir haben gefunden, daß in strengen Wintern die unbeschossen gebliebenen, aus 12 — 18 Stück bestehenden Völker im Laufe des Winters sich zwar verminderten, endlich aber doch durchkamen, so daß ein beträchtlicher Ausfall in der Zahl der Ketten im folgenden Herbste nicht bemerkbar war, während die beschossenen Völker von 4 — 6 Stück fast alle umgekommen sind. Jeder Jäger weiß übrigens auch, daß starke unbeschossene Völker*) im Spätherbste nicht so gut halten, daß sie scheuer und flüchtiger sind, als Stumpfketten oder gar als einzelne versprengte Hühner und daß ihnen deshalb schwerer anzukommen ist; ebenso sind sie aufmerksamer auf die ihnen von Raubthieren drohenden Gefahren.

Die übrigen acht-, resp. sieben Zehntheile sämmtlicher Völker schieße man dagegen etwa mit Ausnahme der Alten ganz zusammen, weil die übrig bleibenden Restvölker gewöhnlich doch eine Beute des Raubzeugs oder des Hungers und in sehr strengen Wintern der Kälte werden.

Ueber diesen Punkt bestehen übrigens verschiedene Ansichten. Manche Jäger behaupten, daß es besser sei, sämmtliche Völker etwa bis auf ein Drittheil oder die Hälfte je nach der Starkzähligkeit derselben zu beschießen, weil die unbeschossenen Völker oder wenigstens mehrere Paare von jedem Volke sich verstreichen. Herr Oberforstrath Bauer sagt in der Allgemeinen

*) Allerdings wissen wir auch, daß kleine beschossene Völker sich zu einem Volke vereinigen. v. Th.

Forst- und Jagdzeitung von 1857 bei Gelegenheit der Besprechung der „Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd von C. E. Diezel“ über diesen Punkt Folgendes:

„Wenn auch alle wahren Jäger darin einverstanden sind, daß eine dem Bedürfnisse der Zukunft genügende Anzahl Feldhühner alljährlich in jedem Jagdbezirk übrig bleiben muß, so wird doch darüber gestritten, ob es besser ist, ganze Ketten aufzureiben und andere ganz unbeschossen zu lassen, oder soweit möglich, alle Ketten zu beschießen, jedoch bei dem Abschusse von jeder einen Stamm, mindestens fünf bis sieben Stück übrig zu lassen. Der Verfasser widerräth das letztere Verfahren, hat aber hierin, wie wir glauben, das Rechte nicht getroffen. . . Es wird nicht bestritten werden wollen einerseits, daß auch das Feldhuhn dem Orte anhängt, wo es geheckt ist, andererseits, daß die Nistpaare nicht auf kleineren Räumen zusammen sich vertragen, daß vielmehr, wenigstens in der Regel jedes Paar einen gewissen Bezirk ausschließend für sich in Anspruch nimmt. Daraus folgt theils, daß von jeder Kette ein Paar in der Heimath zurückbleibt, theils daß die übrigen Angehörigen der Kette ihre Geburtsstätte verlassen und eine neue Heimath aufsuchen müssen. Daß sie diese, einmal auf der Wanderung begriffen, ebenso gut außerhalb als innerhalb der Jagdgrenze finden können, liegt in der Natur der Sache. Hieraus glauben wir aber nun ganz einfach den folgenden Schluß ziehen zu dürfen: Wer in seinem Jagdbezirke beim Jagdschlusse sechzig Hühner in zehn Ketten übrig hat, dem sind zehn Nistpaare gewiß; — wer aber jene sechzig Hühner in nur vier Ketten besitzt, der kann mit Sicherheit auch nur auf vier bleibende Nistpaare rechnen; bei den übrigen zweiundfünfzig Stück hängt es vom Zufall ab, wie viel davon in seiner eigenen, wie viel in fremder Jagd sich häuslich niederlassen werden und er darf sich versichert halten, daß ihm nur wenige bleiben werden, wenn die angrenzenden Jagdbezirke gute Hühnerlagen enthalten und dabei recht gründlich ausgeschossen sind. Wer starke Ketten unbeschossen übrig läßt, schadet sich selbst und begünstigt die Jagdschinderei seiner Nachbarn. Dies folgt sogar aus des Verfassers eigenem Anführen und die Annahme, daß stärkere Ketten gegen Raubvögel und Witterungseinflüsse besser geschützt seien, als solche von sechs bis sieben Stück ist weder erwiesen noch wie wir glauben, erweisbar. Man dürfte vielleicht gerade umgekehrt mit besserem Grunde behaupten, zahlreiche Völker könnten sich dem Auge des Raubvogels weniger entziehen und in schneereichem Winter mit den spärlichen Nahrungsmitteln einer einzigen in einem

bestimmten Bereiche noch offenen Quelle, die für den Unterhalt schwächerer Völker nothdürftig genügen, weniger ausreichen.“

k) Viele sonst gediegene Jäger halten an dem Grundsatz fest, daß man gleich beim Aufgang der Hühnerjagd die beiden Alten erlegen müsse, weil diese die Jungen, wenn sie beschossen würden, aus dem Reviere fortführten. Die alten Hühner muß man sorgfältig schonen, denn einestheils ist die Schlauheit, welche sie dem Jäger gegenüber anwenden, auch der Schutz des Volkes gegen Raubzeug, anderntheils machen die alten Hühner die stärksten Gelege. Man wird immer eher ein Volk oder dessen Ueberreste durch den Winter bringen, wenn es mit, als wenn es ohne die Alten dessen Gefahren zu bestehen hat. Werden die Alten hinweggeschossen bevor die Jungen völlig ausgewachsen sind, so schlagen sich diese oft zu einem andern Volke, woraus hervorgeht, daß das Schießen der alten Hühner eher das Wegziehen der Völker als deren Erhaltung bewirkt und daß es unter allen Umständen entschieden nachtheilig ist. Wird durch Zufall oder Unachtsamkeit von einem Schützen der alte Hahn weggeschossen, dann sei man eifrig darauf bedacht, wenigstens die alte Henne zu erhalten.

l) Um das Mißverhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte auszugleichen, muß man die überzähligen Hähne wegschießen. Dies geschieht am besten im Anfange der Paarzeit. Es stehen nämlich, sobald die Hühner zu Paaren gefallen sind, die unbeweibten Hähne zusammen, nicht aber, um ruhig beisammen zu bleiben, sondern nur um Morgens und Abends gemeinschaftlich Weide anzunehmen und neben einander die Nacht zuzubringen. Am Tage jedoch suchen sie die Paarzeit hindurch Hennen auf und kämpfen unter sich wie auch mit den bei den Weibchen stehenden Männchen. Hier ist dann die beste Gelegenheit gegeben, die überzähligen Hähne zu entfernen. Daß man dabei das Geschlecht der Hühner genau zu unterscheiden wissen müsse, versteht sich von selbst. Um sich diese Fertigkeit anzueignen, benützt man am besten die Paarzeit und zwar, indem man die gepaarten Hühner öfters aufjagt, nachdem man sie, während der Hund vorsteht, öfters umgangen und dann beim Aufstehen recht scharf ins Auge gefaßt hat. Im Sitzen verräth den Hahn die bei weitem röthere Farbe der Flügel und des Kopfes, im Fluge sein stärkeres Schild auf der Brust, auf dem Boden, überhaupt in allen Fällen, wo der Vogel niedrig vor dem Schützen herausstreicht, muß man sich an die beim Hahne viel hellere und röthere Farbe der Flügeldeckfedern und des Rückens halten. Durch fortgesetzte Uebung kann man es auch hierin bald zu einem gewissen Grade von Sicherheit bringen.

Immerhin aber gehört viel Ruhe, Kaltblütigkeit, Erfahrung und ein scharfes Gesicht dazu. Wenn dieses gefährliche Geschäft der Verminderung der überzähligen Hähne von unkundigen und leidenschaftlichen Menschen ausgeübt wird, so kann es der Jagd, anstatt ihr zum Vortheil zu gereichen, große Nachtheile bringen.

Ueberhaupt muß das sogenannte Enthahnen mit großer Vorsicht und mit Maß geschehen und soll man nur dann einen Hahn als überflüssig betrachten und wegnehmen, wenn man zwei bei einer und derselben Henne wahrnimmt oder in der Dämmerung mehrere mit einander kämpfen hört, woraus man dann immer mit Sicherheit schließen kann, daß einer entbehrlich ist oder wenn man im Anfange der Paarzeit abgeschlagene Hähne ganz allein antrifft. Und dies muß im Anfange der Paarzeit geschehen, denn später, wenn die Hennen vielleicht schon mit dem Nisten und Eierlegen beschäftigt sind und die Hähne blos aus diesem Grunde von ihnen getrennt angetroffen werden, würde es sehr nachtheilig sein. Wird das Abschießen der überzähligen Hähne übertrieben, so kann dies leicht zur Folge haben, daß schließlich mehr Hennen als Hähne vorhanden sind, ein Theil derselben gelte bleibt oder sich aus dem Reviere verstreicht, um sich anderswo Gatten zu suchen.

In denjenigen Ländern, wo wie z. B. in Bayern nach den bestehenden Jagdgesetzen vom Februar an bis zum Aufgang der Hühnerjagd kein Feldhuhn geschossen werden darf, kann von einem Enthahnen keine Rede sein.

Daß unter allen Verhältnissen und zu jeder Zeit, namentlich aber in schlechten Jahren, wo durch Regengüsse u. s. w. das Gehecke verunglückt ist, die Schonung der Hennen von der größten Wichtigkeit für das Gedeihen eines Rebhühnerstandes ist, dürfte wohl kein Jäger bestreiten.

m) Wer in seinem Hause die nöthigen Räumlichkeiten hat, der thut gut daran, wenn er, um seinen Rebhühnerstand nicht nur gut zu erhalten, sondern ihn sogar noch mehr zu verbessern, vom Aufgange bis zum Schlusse der Hühnerjagd, am besten im Dezember und Januar, damit die Gefangenschaft nicht zu lange dauert, nach und nach eine verhältnißmäßige Anzahl von Rebhühnern einfängt, um sie den Winter hindurch vor Kälte, Hunger und Raubwild zu schützen und sie im Frühjahr wieder auszusetzen. Dazu ist eine Hühnerkammer erforderlich, die man auf folgende Weise einrichten kann. Man bringt die im Herbste eingefangenen Rebhühner in eine große, nach der Mittagsseite mit mehreren Fenstern versehene, helle Stube, deren Decke mit grober Leinwand

schlaff überzogen ist, damit sich die Hühner beim Auffliegen die Köpfe nicht beschädigen. Der Boden des Zimmers wird mehrere Centimeter hoch mit Kies und Sand bedeckt und die Fensteröffnungen werden mit ganz feinen Netzen überzogen, so daß bei milder, guter Witterung die Glasfenster geöffnet, bei starker Kälte aber zugemacht werden können. In diese Hühnerkammer werden unausgedroschene Garben von Gerste, Hafer und Buchweizen gestellt und außerdem Getreidekörner, weißer und grüner Kohl und dergl. als Futter gegeben. Auch müssen in einer Ecke der Kammer Nadelholzzweige in den Sand gesteckt und mehrere kleine Tröge angebracht und täglich mit frischem Wasser gefüllt werden. Auch jedes trockene, nicht gar zu sehr der Kälte ausgesetzte Zimmer kann zur Hühnerkammer benützt werden, wenn man über das ganze Zimmer etwa 60 Centimeter abwärts von der Decke ein enges Spiegelgarn oder eine Leinwand zieht, damit sich die Rebhühner beim Auffliegen die Köpfe nicht einstoßen. Die Fenster müssen nach außen aufgehen und mit Garnen überdeckt sein. Schon während der Ueberwinterung in der Hühnerkammer müssen die überzähligen Hähne abgesondert und zum beliebigen Gebrauche für die Küche aufbewahrt werden, damit beim Aussetzen nicht mehr Hähne als Hennen vorhanden sind. Man kann hier das Mißverhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte am leichtesten ausgleichen. Im Anfange des Monats März, wenn die Kälte nachgelassen und der Schnee größtentheils weggethaut ist, geschieht das Aussetzen und zwar paarweise an einem nebligen oder regnerischen Tage, damit die Hühner sich nicht weit verstreichen. Zum Aussetzplatze wähle man, womöglich in der Mitte des Reviers, eine Feldstrecke, wo Rebhühner gerne liegen und bald Weide finden und Feldhölzchen oder Remisen in der Nähe sind. Schließlich ist noch zu bemerken, daß die zum Aussetzen bestimmten Hühner nicht zu reichlich gefüttert werden dürfen, weil sie sonst leicht gelte bleiben.

Manche Jäger halten das Einfangen und Aussetzen der Rebhühner nicht für empfehlenswerth, weil, wie sie behaupten, die ausgesetzten Hühner schlecht oder gar nicht brüten, da sie leicht zu fett geworden seien und auch nach so langer Gefangenschaft leichter eine Beute des Raubzeugs würden. Ein Waidmann sagt in der „Wiener Jagdzeitung“ (Jahrgang 1870) darüber Folgendes:

„Ich habe mich viel mit dieser Angelegenheit befaßt, auch auf fremde Erfahrungen Werth gelegt und gelangte endlich zu der Ueberzeugung, daß das Aussetzen der Rebhühner im Frühjahre gewiß nicht jene günstigen Resultate hat, die man in Folge des Einfangens und Aussetzens der Hühner

errungen zu haben glaubte. Von den im Frühjahre ausgesetzten Rebhühnern kommen nur wenige Procente gut fort und die meisten pflegen gänzlich gelte zu bleiben. Diese Erfahrung ist leicht erklärbar, da dergleichen Hühner in der Regel noch sehr jung und halbwüchsig im Herbste eingefangen werden (dies darf nach unserer obigen Anleitung nicht geschehen v. T.), über den ganzen Winter hindurch fast 5 — 6 Monate lang in der Kammer stecken müssen, wo sie wegen Mangel an Freiheit krämpfigt werden, alsdann im Frühjahr wegen des häufig noch eintretenden Nachwinters nur erst ganz spät und zu einer Zeit, wo die in der Freiheit überwinterten Hühner schon mehrentheils gepaart sind, ausgesetzt werden können. Ehe also diese neuen Ankömmlinge an die Luft, Witterung und Aesung sich gewöhnt haben, ist vielleicht der Paarungstrieb schon gänzlich vorbei und man ist, den Werth einiger überzähligen Hähne, abgerechnet, die man nach dem Einfangen in die Küche beförderte, um seine Kosten gekommen. Jedenfalls würde ich rathen, während des Winters lieber das Füttern der Hühner in der Freiheit in einer rationellen Weise, nämlich dort, wo sie gerne einzufallen pflegen und vor dem Raubzeug mehr geschützt sind, vorzunehmen, welche Futterplätze allerdings im Verhältniß zu der Hühnerbesatzung vervielfältigt werden müssen und darum auf Seiten des Personals einen großen Zeitaufwand in Anspruch nehmen, indeß andererseits ein solches Vorgehen zur gegebenen Zeit das Vergnügen verschafft, daß man seine Hühner sehr gut und mit geringeren Geldkosten durch den Winter gebracht hat. Gestattet es nur einigermaßen die Witterung, so sind sie gepaart und der nachkommende St. Bartholomäus bezahlt reichlich die Mühe und Aufmerksamkeit, welche ihnen im Winter draußen zu Theil geworden. Ist endlich der Winter ein gar zu rauher und der Schnee ein so bedeutender, daß sich auch mit dem Füttern nicht viel ausrichten ließe, nun so kann man immerhin mit der Schneehaube operiren und die Hühner zum Theil einfangen, da die wenigen Wochen, binnen welchen der strenge Winter noch anhält, zumal wenn den Hühnern eine geräumige, nicht gar zu helle, mit Luft und Wasser wohlversehene Kammer eingeräumt wird, denselben die kürzere Kontumaz nicht in dem Maße schaden kann, als wenn sie schon zur Herbstzeit eingefangen worden wären."

In mancher Hinsicht hat der Verfasser dieses nicht ganz unrecht; allerdings sind mit dem Einfangen und Ueberwintern der Rebhühner manche Nachtheile verbunden. Wir haben übrigens bereits bemerkt, wie das Einfangen und Aussetzen vorgenommen werden soll, um diese Nachtheile zu beseitigen, daß nämlich die Hühner nicht zu frühzeitig eingefangen werden

dürfen und, sobald die Kälte nachläßt und die Sonne mächtig genug wird, hier und da an der Sommerseite kleiner Anhöhen den Schnee wegzuschmelzen, ausgesetzt werden müssen, damit die Gefangenschaft nicht zu lange dauert. Namentlich hüte man sich davor, den Hühnern oder der alten Henne, wenn man sie aussetzt, die Flügel zu stutzen oder die Schwungfedern mit lauterem Buchbinderkleister zu bestreichen, da sie dadurch zum Fliegen untüchtig gemacht und in Folge dessen nur zu leicht eine Beute des Raubzeugs werden.

n) Man beginne mit dem Beschießen der Völker nicht zu frühzeitig und beendige dasselbe, sobald tiefer Schnee fällt und strenge Kälte eintritt. Das Beschießen der Hühner im Kessel in den Monaten Dezember und Januar, wo dieselben von Hunger, Kälte und Raubzeug ohnedies genug zu leiden haben, ist unwaidmännisch und eine Art von Aasjägerei. Der Beginn der Hühnerjagd ist in den einzelnen Ländern durch die jagdpolizeilichen Vorschriften festgesetzt*). In manchen Gegenden beginnt sie am 24. August, in andern am 1. September und wieder in andern am 8. September. In solchen Jahren jedoch, wo der Winter sehr spät dem Frühling weicht, sollte der Jagdbesitzer die Schonungsperiode etwa um 14 Tage verlängern, denn einestheils sind ganz schwache Hühner nur wenig brauchbar, anderntheils gehen die, welche zu früh durch Zufall oder Unachtsamkeit der Aeltern beraubt werden, in den meisten Fällen durch Raubzeug zu Grunde. In Frankreich gilt das Sprichwort: „A la Saint-Jean, perdreaux volants — A la Saint Remy, perdreaux sont perdrix.“ (Auf

---

*) Ueber die Schonzeit der Rebhühner bestehen in den Jagdgesetzen der verschiedenen Staaten des deutschen Reiches folgende Bestimmungen. Die Rebhühner sind mit der Jagd zu verschonen in Preußen: Vom 1. Dezember bis 31. August: in Bayern: vom 2. Februar bis 15. August oder weiter bis 15. September, in Sachsen: vom 1. Februar bis 31. August; in Württemberg: vom 1. Dezember bis 15. August; in Baden: vom 2. Februar bis 23. August; in Weimar: vom 1. Februar bis 15. August; in Oldenburg: vom 1 Januar bis 31. August; in Braunschweig: vom 1. Dezember bis 31. August; in Altenburg: vom 1. Februar bis 31. August; in Coburg: vom 3. Februar bis 23. August; in Gotha: vom 2. Februar bis 14. September; in Anhalt: vom 1. Dezember bis 31. August; in Hessen-Darmstadt: von 7. Februar bis 25. August; in Mecklenburg-Schwerin und Strelitz soll die Jagd nach Federwild pfleglich und mit Mäßigung gebraucht, das Rebhuhn also wohl vom März bis 25 Juli, wie das Haarwild geschont werden; in Meiningen: vom 1. Februar bis 25. August; in Schwarzburg-Sondershausen: vom 1. Februar bis 23. August; in Schwarzburg-Rudolstadt: vom 1. Februar bis 1. Oktober; in Waldeck:

St. Johann fangen die Hühner zu streichen an — Wer sie ganz erwachsen mag, schieß nicht vor Remigius-Tag)."

Diese Regel trifft zwar oft, aber doch nicht immer zu, denn wenn das erste Gehecke verunglückt ist, dann ist das zweite um jene Zeit, nämlich am 1. Oktober, manchmal noch viel zu weit zurück, um schon schießbar genannt werden zu können. Solche Hühner darf man dann erst später beschießen, wenn sie geschildert haben. Dagegen kommt es in manchen Jahren, bei günstiger Frühlingswitterung und heißen Sommern vor, daß man schon in der ersten Hälfte des August, ja wohl gar schon zu Ende Juli's vollkommen schießbare Hühner antrifft. Liegen solche Hühner an solchen Orten, wo man sie ohne allen Schaden für die Feldfrüchte beschießen kann, so kann bei solchen Jagdbesitzern, die wahre Jäger sind und ihre Jagd gut und pfleglich behandeln, solch ein kleiner Vorgriff von Seiten der Jagdpolizei schon nachgesehen werden, im Allgemeinen aber ist auf das Einhalten des gesetzlichen Jagderöffnungstermins streng zu sehen, indem sonst auf manchen Revieren die größte Unordnung einreißen und der Aasjägerei Vorschub geleistet würde.

---

vom 1. Januar bis 1. September; in Reuß älterer und jüngerer Linie: vom 1. Februar bis 1. September; in Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold und Hamburg: vom 1. Dezember bis 31. August; in Lübeck und Bremen: vom 1. Februar bis 1. September. In Bayern kann der Zeitpunkt der Eröffnung der Hühnerjagd in jedem Regierungsbezirke alljährlich mit Rücksicht auf den frühern oder spätern Eintritt der Ernte von der Kreisregierung innerhalb des Zeitraumes vom 15. August bis 15. September besonders bestimmt und bekannt gemacht werden. In Preußen kann von den Bezirksregierungen, in Braunschweig von der Landesregierung für Rebhühner aus Rücksichten der Landeskultur oder der Jagdpflege Anfang und Schluß der Schonzeit alljährlich durch besondere Verordnung anderweit festgesetzt werden, so aber, daß Anfang oder Schluß nicht über vierzehn Tage vor oder nach den bestimmten Zeitpunkten fallen. In Oldenburg ist vorbehalten, aus Rücksichten der Landeskultur und der Jagdpflege den Anfang der Hühnerjagd bis zum 14. September hinauszuschieben und in Coburg und Gotha kann der Aufgang der Niederjagd um längstens eine Woche verschoben werden, wenn dies zur Schonung der Feldfrüchte nöthig erscheint. Ebenso kann auch in Altenburg und Weimar der Aufgang der Niederjagd von der betreffenden Behörde bis 1. Oktober verschoben werden, wenn es die Schonung der Feldfrüchte erfordert. In letztern beiden Staaten ist es gestattet, während der Paarzeit der Rebhühner im Frühjahre einige Hähne zu schießen.

v. Th.

Die schicklichste Zeit zur Hühnerjagd sind die Monate September, Oktober und November, wenn der Winter in seiner ganzen Strenge noch nicht eingetreten ist; diese Zeit genügt vollkommen, um das abzuschießende Quantum zu erreichen.

o) Der Jagdbesitzer muß auf einen mit dem vorhandenen Rebhühnerstande in richtigem Verhältnisse stehenden Abschuß sehen. Er muß daher seinen Rebhühnerstand, d. h. die Anzahl der Völker, welche er in seinem Reviere hat, genau (wenigstens beiläufig) kennen, um danach beurtheilen zu können, wie viel Hühner er in dem betreffenden Jahre erlegen darf. Dabei ist der Grundsatz zu beobachten, lieber einige Hühner zu viel übrig zu lassen, als zuviel abzuschießen. Man lasse am Schlusse der Jagd noch halb soviel Paare mehr übrig als man Völker im Herbste haben möchte, weil im Winter die Zahl der Rebhühner trotz des besten Jagdschutzes durch Raubthiere und Witterungseinflüsse gewöhnlich vermindert und auch manches Nest zerstört wird. Will man also 100 Völker haben, so lasse man 150 Paar Hühner im Herbste übrig. Wer der Ansicht huldigt, jedes Volk zu beschießen und kein Volk unbeschossen übrig zu lassen, der lasse von jedem Volke mindestens 6 — 7 Stück übrig. Manche Jäger behaupten, daß es nicht gut sei, sämmtliche Junge von den Alten oder der alten Henne, wenn der Hahn erlegt ist, wegzuschießen, weil sie, ganz isolirt, leicht herumzuschwärmen anfange und ihren Standort verlasse. Wir glauben dies nicht; solche sämmtlicher Jungen beraubte Eltern schlagen sich in der Regel zu andern Völkern, wie dies auch jene Völker zu thun pflegen, welche stark beschossen sind.

Der vorhandene Rebhühnerstand muß aber auch zu dem Flächeninhalte und den Kulturverhältnissen in einem richtigen Verhältnisse stehen, d. h. es dürfen auf einem bestimmten Territorium nicht mehr Hühner gehalten werden als sich darauf ernähren können, ohne der Landwirthschaft einen besondern Schaden zuzufügen. Genaue Ermittlungen und langjährige Erfahrungen haben bestätigt, daß unbeschadet der Forst- und Landwirthschaft für ein Rebhuhn bei gutem Ackerboden 12 Morgen, bei mittelmäßigem 23 Morgen und bei schlechtem Ackerboden 90 Morgen erforderlich sind. Sollten diese Angaben nicht immer zutreffen, d. h. sollte auf sehr gutem Boden mehr Wild vorkommen oder sollte auf sehr schlechtem Boden z. B. Flugsand weniger oder gar kein Wild sich dauernd aufhalten oder ernähren können, so sind das nur Extreme, welche für das Allgemeine ohne Bedeutung sein dürften. Gewiß aber ist, daß die vorstehenden Zahlen sehr niedrig gegriffen sind und daß bei einer zweckmäßigen und sachver-

ständigen Behandlung der Jagd viel mehr Rebhühner gehalten werden können. Um zu erfahren, ob ein den lokalen Verhältnissen angemessener Rebhühnerstand vorhanden sei oder nicht, bleibt nichts Anderes übrig, als den bisher vorhanden gewesenen Hühnerstand durch eine mindestens zehnjährige Durchschnittsberechnung auf Grund der geführten Abschußlisten zu ermitteln. —

Manche Jäger sind der Ansicht, daß allzu vieles Hegen nicht einmal den beabsichtigten Erfolg habe und behaupten, daß man von der Menge der im Herbste übrig gebliebenen Rebhühner ja nicht auf eine besondere Vermehrung derselben im nächsten Sommer schließen dürfe. Auch Diezel behauptet in seiner „Niederjagd“, daß er die uralte sogenannte Koppeljägerregel bewährt gefunden habe, daß, möchte man auch noch so viele Hühner übrig gelassen haben, ein gewisser Bezirk auch nur eine gewisse, in einer, wenn auch noch so langen Reihe von Jahren je nach Verhältniß der mehr oder minder günstigen Witterung sich stets gleich bleibende Anzahl von Braten liefert und die übrigen sich verstreichen, so zwar, daß auch die sorgfältigste Hege bei diesen Vögeln bei weitem nicht denselben Erfolg hat, wie bei Rehen und Hasen. Dies soll uns aber nicht abhalten, stets eine ächt waidmännische Hege und Pflege dieses Federwildes zu üben; wie in Allem, muß auch hierin ein gewisses Maß und Ziel gehalten werden.

3. Anlegung eines Rebhühnergeheges.

Um eine gänzlich herabgekommene Rebhühner-Wildbahn wieder in guten Stand zu bringen, ist das Anlegen eines Rebhühnergeheges sehr zu empfehlen.

Nicht in jeder Gegend läßt sich ein guter Rebhühnerstand aufbringen. Wir kennen Reviere, wo von Seiten der Jagdbesitzer durch Hegen, Füttern des Wildes und Vertilgung des Raubzeugs Alles geschieht, um die Jagd in die Höhe zu bringen, wo sich aber dessen ungeachtet die Zahl der Völker jedes Jahr ziemlich gleich bleibt. Manche erfahrene Jäger sind der Ansicht, daß selbst die sorgfältigste Vertilgung des Raubzeugs, Fütterungen &c. nicht im Stande seien, in Gegenden, für welche das Rebhuhn keine natürliche Sympathie besitzt, die Rebhühner zu vermehren und das Gehege in einen Stand zu bringen, wie in anderen Gegenden, welche ihnen lieber sind. Grundbedingung für das Gedeihen eines Rebhühnergeheges ist also

die, daß dasselbe in einer Gegend angelegt werde, die dem Rebhuhne besonders zusagt.

Das Rebhuhn hält sich, wie wir bereits früher gehört haben, gerne auf Saatfeldern auf, liebt die Berge nicht, sondern mehr die Ebenen in fruchtbarer, milder Gegend, höchstens ein Hügelland. Nach der Ansicht mancher Jäger soll es sich in Sandgegenden, die das Rebhuhn vorzugsweise lieben soll, weil ihm der leichte, lockere Boden das Scharren in demselben erleichtert, viel stärker vermehren, als in bergigen und waldigen Gegenden und in Ebenen von schwerem Boden, wenn dieselben auch sehr fruchtbar sind. Allerdings gewähren erstere Bodenarten Vortheile für die Vermehrung der Rebhühner, nämlich: die in der Brütezeit und in den ersten Lebenstagen der jungen Rebhühner so verderblichen Platzregen bringen auf den Sandböden selten oder nie ein Stehenbleiben des Wassers hervor, welches in schwerem Boden auf großer Ebene selbst bei guten Abzugsgräben, auf Stunden oder Viertelstunden eine Höhe von zwei oder mehreren Centimetern erreichen kann; — ferner: das bei anhaltend nasser Witterung in den ersten Lebenstagen der jungen Rebhühner eintretende Anhängen des schweren klebrigen Bodens an die zarten Ständer, welches das Aufsuchen der für dieses Lebensalter erforderlichen animalischen Nahrung erschwert oder gar unmöglich macht, kommt auf reinem Sande gar nicht vor; die Schwierigkeit steigt je nach der Beimischung schwereren Bodens.

Außer dem Boden und der klimatischen Lage kommt auch die Aesung, welche die betreffende Gegend zu bieten vermag, in Betracht. Welche Aesung das Rebhuhn vorzugsweise liebt, haben wir bereits in der Naturgeschichte desselben kennen gelernt. Auf alles dieses muß bei der Anlegung eines Rebhühnergeheges Rücksicht genommen werden.

Was nun die Anlegung eines Rebhühnergeheges betrifft, so lehrt uns hierüber Vater Döbel Folgendes:

„In einem für Rebhühner geeigneten Reviere, wo sich einige Feldhölzer befinden — sind keine vorhanden, so müssen Remisen angelegt werden — werden vier-, sechs- oder achteckige Zwinger angelegt. Es werden Säulen eingegraben und in diese kommen Falze, darinnen müssen Bretter dicht auf einander gepaßt gelegt werden. Auch über die Säulen und über die Bretter sind Riegel oder Rahmstücke zu legen. Ein solcher Zwinger kann 6 — 12 Meter breit und lang, auch 2,10 Meter hoch sein. In dem Zwinger muß aber Buschwerk sich befinden. Ist darin keine Quelle vorhanden, so muß täglich frisches Wasser in flachen Trögen hineingebracht werden.

An einer Seite wird eine Thür angebracht, welche zugeschlossen wird. Obenauf und über den ganzen Zwinger strickt man von Bindfaden ein Netz. Die Oeffnungen der Maschen müssen nicht gar enge sein, damit, wenn etwa Hühner auf- und hineinfliegen, sie nicht mit den Köpfen hängen bleiben, auch so, daß die Raubvögel nicht durchkommen können. In einen Zwinger setzt man 4 — 5 Paar Rebhühner um Lichtmeß hinein, versorgt sie mit Weizen- und Gersten- oder Hanfkörnern und läßt selbe etliche Wochen darin, bis die Hühner sich gepaart haben. Alsdann macht man vor Anbruch des Tages die Thür ganz behutsam auf, damit sie nach ihrem Gefallen aus- und eingehen können; sie müssen aber eine Zeit lang noch mit Fütterung versehen werden. Also brüten sie um die Zwinger herum. Wenn sie nun ein Jahr geschont und gefüttert werden, so vermehrt sich das Gehege bald."

„Hat man zu einem Rebhühnergehege kein kleines Feldhölzchen, so pflanzt man etwas Buschholz an und bildet daraus ein Gärtchen, das mit einem Zaun eingefaßt ist. Dahinein macht man eine Kirrung, bauet eine Hütte 7,20 Meter lang und 3,60 Meter breit, wozu aber Säulen eingegraben werden, daß die vordersten Säulen höher als die hintersten sind, darauf wird ein halbes Abhängedach gemacht. Unter die Hütte legt man einige gute reine Bretter, worauf gefüttert wird. Ferner werden einige Kästen gemacht, 1,20 Meter lang, 45 Centim. hoch und breit, an einem Ende aber müssen die Kästen höher sein, wie am andern, damit der Regen und die Nässe davon ablaufen kann. Am engen Ende wird der Kasten mit einem Brette fest zugemacht; am weiten Ende aber kommen an beiden Seiten Leisten, doch muß das oberste Brett kürzer sein als das Bodenbrett. Hinter den Leisten wird ein Vorschiebegitter gemacht, so weit an Sprossen, daß die jungen Rebhühner aus- und einlaufen, die alten Bruthühner nicht herauskommen können. Dann wird vor dem Gitter ein Vorschiebebrett gemacht, daß man auch dieses vorschieben und der Kasten recht fest dadurch verwahrt werden kann. Das übrige Verfahren ist so wie oben schon beschrieben worden. Man sammelt die Eier, unterlegt sie Haushühnern, füttert nachher die Jungen mit Ameiseneiern, nach vierzehn Tagen bekommen sie Haidekorn, Weizen, Grütze, zuletzt giebt man ihnen reine Körner. Sie bleiben länger als den Winter über im Garten, legen im folgenden Jahre Eier und bebrüten sie."

Wer die Sache noch großartiger betreiben will und in angemessenen Ortsverhältnissen auf dem Lande wohnt, wer die im Ganzen nur unbedeutenden Kosten nicht scheut, der lege nach Art der Fasanerien einen Gar-

ten für Rebhühner an. Eine solche Einrichtung gewährt nicht nur großes Vergnügen, sondern auch reichen Ertrag wenigstens ungleich höher, wie der einer Fasanerie. Man umgiebt einen Theil seines Parks oder Gartens, wenn auch nur von 200 — 400 Quadratmeter, doch je größer, desto besser, mit einer Einfriedigung von Brettern und bauet darin ein kleines Haus zur eigenen Bequemlichkeit und einen Brüteschuppen, läßt tüchtig Sand hineinfahren, denn Trockenheit des Erdreiches ist vor Allem das Wichtigste und bepflanzt den Grund mit Bosquets aus Weißdorn, Schlehen, Vogelbeeren, Wachholderbeeren, Hainebuchen, Brombeeren und dergl., säet auch einige Gräser, als Kanarien- und Mannagras, Weizen, Buchweizen und Hirse hinein. Im Sommer sammelt man eine hinreichende Anzahl von Rebhühnereiern und legt sie Truthennen, welche in der Regel erfahrene Mütter sind, auch wohl alten Haushühnern im Brüteschuppen unter. Kommen die Jungen aus, so streut man fleißig Ameisenhaufen auf den Futterplatz. Im Herbste werden sie sich wohl verfliegen, kommen aber im Winter zur Fütterung wieder und manches Pärchen wird im kommenden Frühjahr seinen Geburtsort zum Nistplatz wählen. Einigen Paaren kann man die Flügel lähmen und auch sie werden sich leicht in dieser angenehmen Gefangenschaft paaren und Junge aufbringen. Daß die Lokalität möglichst von Raubzeug gesäubert bleiben muß, daß stets nur dieselbe Person füttert und fremde Personen möglichst fern zu halten sind, daß in der Nähe nicht gejagt werden darf, ist selbstverständlich.

Die einfachste Art, ein Rebhühnergehege anzulegen, besteht darin, daß man eine Anzahl im Herbste eingefangener Rebhühner in der im Vorangehenden angegebenen Weise überwintert und sie im Frühjahre auf einem geeigneten Reviere aussetzt. Beobachtet man dann die im Vorangehenden für die Behandlung eines Rebhühnerstandes angegebenen Regeln und schießt man im ersten Jahre wenig oder gar keine Rebhühner, so wird das Rebhühnergehege von Jahr zu Jahr immer besser werden.

Manchmal trifft es sich, daß man überwinterte Rebhühner weit versendet, um sie in Revieren auszusetzen, die ganz hühnerarm sind. Dazu braucht man einen Transportkasten. Derselbe wird auf folgende Weise verfertigt: Die Höhe des in der Regel 3,60 Meter langen und 1,20 bis 1,80 Meter breiten, aus fein gehobelten Brettern verfertigten Kastens richtet sich nach der Zahl der Fächer, welche man nöthig zu haben glaubt. Jedes derselben wird durch einen bretternen Boden von den andern geschieden, nicht höher gemacht, als daß ein Rebhuhn aufgerichtet darin stehen kann und an den schmalen Seiten mit einem Drahtgitter umzogen. An einer

Seite läßt man ein Thürchen anbringen, um vermittelst desselben den Hühnern Futter und Wasser darreichen und sie nach Belieben aus dem Fache nehmen zu können. Wirft man ihnen außer den Weizenkörnern immer eine Braunkohlstaude mit vor, so werden sie besonders gut am Leibe. Der Boden jedes Faches wird stark mit trockenem Sand bestreut, der Kasten aber so gestellt, daß frische Luft stets frei hindurchziehen kann. Auch muß öfters das Gebräche und der alte Sand durch die Gitter ausgeschüttet und frischer Sand hineingethan werden.

Solche Kästen werden gefahren, aber das Transportiren der Eier, die zum Ausbrüten in nahe oder ferne Umgebung versendet werden sollen, sollte nicht anders geschehen, als daß man sie in einer Kürbe oder Schachtel vorsichtig in Moos verpackt und sie durch einen verlässigen Menschen so tragen läßt, daß sie auf keine Art erschüttert werden.

V.

Das Rebhuhn in der Küche.

Wir haben die Naturgeschichte des Rebhuhns kennen gelernt, wir haben durch eine ächt waidmännische Hege und Pflege für einen guten Rebhühnerstand gesorgt, in Folge dessen wir auf der Jagd günstige Erfolge erzielten, die Jagd ist beendet, wir sind am häuslichen Herde angelangt und haben die erlegten Rebhühner der sorgsam waltenden Hausfrau übergeben. Was soll nun mit ihnen geschehen? Wie sollen sie in der Küche verwendet werden?

Wir theilen in der Voraussetzung, daß unsere geehrten Leser nicht nur Jäger und Heger sind, sondern auch einen guten Braten auf dem Tische lieben und mit der Feinschmeckerei vertraut sind, in Nachstehendem einige Recepte für die Zubereitung des Rebhuhns mit, welche wir größtentheils der „Waidmannsküche von L. v. P.“ (Köln, Schwann'sche Verlagshandlung) entnommen haben.

1. Gebratene Rebhühner.

Sie werden, nachdem man sie mit feinem Salz bestäubt hat, mit Traubenblättern und Speck überbunden und entweder bei hellem Feuer am Spieß oder mit Butter in einer Kasserole gebraten und man pflegt sie wohl mit sammt ihrem Ueberwurf zu serviren. Auch gerösteter Speck, in schmale Streifen geschnitten, ist sehr gut dazu.

Wenn man sie in der Kasserole bereitet, so kocht man nach dem Anrichten des Bratens den wohl abgefetteten Bratensaft mit Fleischbrühe oder etwas Wasser eben auf, rührt es mit einem kleinen Besen zusammen, gießt es durch ein Sieb und giebt es in einer Saucière zu den Rebhühnern.

In der schwäbischen Küche legt man in den Leib des Rebhuhns ein Stückchen Butter, eine Citronenscheibe und ein wenig Bohnenkraut und umbindet sie dann erst mit Speck und Traubenblättern und, wenn man sie in der Kasserole bratet, so kommen unten in dieselbe zerschnittene Zwiebel und gelbe Rüben, der Sauce fügt man gern etwas Jus bei und giebt Citronenviertel zum Braten.

Der oben erwähnte Speck, der frisch oder auch geräuchert sein kann, wird in Finger breite und Finger lange Stücke geschnitten, in der Pfanne gelb geröstet und recht heiß um die Feldhühner gelegt oder man schneidet nach englischer Weise 6 Millimeter dicke Scheiben ohne Schwarte, bratet sie auf dem Roste über lebhafter Kohlengluth ungefähr fünf Minuten, wobei man sie öfters umwendet, theilt sie dann in Streifen und garnirt die Feldhühner damit.

Eine andere Art: Das Rebhuhn wird, nachdem es ausgezogen, gerupft und gewaschen, mit Pfeffer, Salz und Wachholderbeeren außen und inwendig eingerieben, dann wird es in eine Pfanne gelegt, worin geschnittene Zwiebeln, gelbe Rüben, Petersilie und Pastinakenwurzel liegen, und eine Nacht hindurch so stehen gelassen. Am andern Tage wird das Rebhuhn mit gut geräuchertem Speck zierlich und reichlich gespickt oder das ganze Huhn wird mit Stücken Speck umbunden, man steckt noch ein Sträußchen Petersilie, ein Stückchen Citrone und ein Stückchen frische Butter in das Huhn, legt dann dasselbe nebst Wurzelwerk in die Pfanne und begießt es mit frischer, heißer Butter. Die Hauptsache ist, das Huhn immer fleißig zu begießen. Man kann auch etwas schwarze Brodrinde daran thun der Sauce wegen. Man gießt nach und nach guten Jus daran, bis das Huhn weich ist und man seine gehörige Sauce hat.

Bei alten Hühnern und namentlich alten Hähnen thut man gut, sie einen Tag vorher, bevor man sie bratet, in Essig zu legen, damit das Wildpret zarter wird.

2. Gebackene Rebhühner.

Es müssen junge Rebhühner sein, die man halbirt und zuerst in zerlassene lauwarme Butter taucht, dann in geriebenes Weißbrod, darauf in

verklopftes Ei und wieder in das Weißbrod, wonach man sie in vollem Schmalz rasch ausbackt, aufgehäuft anrichtet und ein Sträußchen im Schmalze gebackene Petersilie oben darauf legt. Man kann sie übrigens auch in der Pfanne oder auf dem Roste braten und giebt sie entweder selbständig mit einer pikanten Sauce oder zu Salat.

3. Gefüllte Rebhühner.

Man nimmt junge Rebhühner, die aber nicht stark verschossen sein dürfen und löst das Fleisch derselben so aus, daß die Haut mit Füßen und Flügeln zusammenhängend bleibt, löst auch das Gerippe aus dem Fleische und hackt nun das Fleisch mit einer Gansleber oder einem entsprechenden Stück Kalbsleber, etwas Speck, Thymian, Citronenschale und Muskatblüthe recht fein, vermischt es mit vier Eiergelb, stößt es und treibt es durch ein Haarsieb. Dann wird es gesalzen, die Haut der Rebhühner damit gefüllt und möglichst in ihre natürliche Form gebracht, die Haut nun zugenäht, die Rebhühner mit etwas Butter und saurem Rahm bräunlich gedämpft und mit einem Kranze von gekochtem Reis servirt.

4. Gedämpfte Rebhühner.

Diese Zubereitung eignet sich besonders für alte Rebhühner. Sie werden über die Brust und Schenkel mit halb Finger dicken Speckschnittchen, welche mit Salz und weißem Pfeffer bestäubt worden, vermittelst einer dicken Spicknadel gespickt; so daß wenigstens acht dieser Finger langen Schnittchen in gleicher Entfernung auf ein Rebhuhn kommen. Dann thut man sie mit Butter in eine Kasserole, eine Zwiebel, gelbe Rübe, ein Stückchen Lorbeerblatt, eine Gewürznelke und einige Pfefferkörner dazu, übergießt sie mit etwas guter Fleischbrühe und einem Gläschen weißen Wein und dämpft sie langsam, was auch im Backofen geschehen kann und wohl fünf Viertelstunden braucht. Beim Anrichten wird die Sauce mit etwas Fleischbrühe aufgekocht, durchgeseiht, das Fett abgenommen, dann noch einige Eßlöffel braune Sauce darunter gerührt und über die Hühner gegossen.

Hat man keine braune Sauce bei der Hand, so mache man eine leichte braune Einbrenn, gieße die Brühe der Rebhühner daran, dann durch ein Sieb, lasse es um die Hälfte einkochen, fette es ab, gebe es abermals durch das Sieb und nun über die Rebhühner.

5. Abgekochte alte Rebhühner.

Sie werden mit etwas Salz, Pfeffer, einem Sträußchen Petersilie, Basilikum, Thymian, kleinen Zwiebeln, ein wenig Knoblauch, zwei Lorbeerblättern und soviel Fleischbrühe, daß sie bedeckt sind, langsam auf kleinem Feuer gekocht, bis sie weich sind und alle Brühe verkocht ist; dann läßt man sie ein wenig braun werden und gießt eine Pfeffersauce darüber.

Anstatt Fleischbrühe kann man Wasser mit etwas Butter nehmen.

6. Rebhühner mit Rothkraut.

Man schneidet den Kohl, dämpft einige in Scheiben geschnittene Zwiebeln mit 250 Grm. Butter, thut den Kohl mit etwas Salz und $33^1/_3$ Grm. Zucker hinzu und läßt ihn anderthalb Stunden dämpfen. Dann giebt man $66^2/_3$ Grm. Butter, einen Eßlöffel Mehl und ein halbes Liter besten Weinessig in eine Kasserole und rührt dies auf dem Feuer, darf es aber nicht kochen lassen; sollte sich unter dem Kohl Brühe befinden, so wird auch diese zu dem Essig gegeben, nun das Ganze über den Kohl gegossen und dieser noch eine Stunde auf gelindem Feuer gekocht. Unterdessen hat man vier Feldhühner gebraten und legt sie eine kurze Zeit auf den Kohl, damit er von denselben etwas Geschmack annimmt und beim Anrichten steckt man sie in den Kohl, so daß nur die Brust hervorsieht.

7. Rebhühner-Salmy auf Jägerart.

Zwei bis drei junge Rebhühner werden gebraten und jedes in vier Theile geschnitten, dann thut man in eine Kasserole drei Eßlöffel feines Oel, ein halbes Glas rothen Wein, ein wenig Salz und Concassé, den Saft einer Citrone und ein wenig fein geschnittene Citronenschale, läßt die Rebhühner in dieser Sauce eben aufkochen und richtet sie mit derselben an.

8. Marinirte Rebhühner.

Sie werden mit Speck eingebunden und mit einer Zwiebel, Lorbeerblatt, einigen Wachholderbeeren, Pfefferkörnern, guter Fleischbrühe und etwas Rheinwein weich gedämpft, höchstens eine Stunde lang; dann nimmt man Kalbsfüße, auf je ein Rebhuhn einen Fuß, zerhackt sie und setzt sie

nebst Zwiebeln, gelben Rüben, Selleri, Gewürznelken, einer Citrone und Salz, auch etwas Ingwer, wer es liebt, mit soviel Wasser zu Feuer, daß, wenn Alles weich gekocht ist, noch genug Brühe bleibt, um die Rebhühner zu bedecken. Man gießt nun diese Brühe mit der Sauce von den Rebhühnern zusammen durch ein Haarsieb, fügt soviel reinen Weinessig hinzu, bis es die gehörige Schärfe hat, legt die Rebhühner in einen steinernen Topf und gießt die Brühe lauwarm darüber. So zubereitet kann man die Rebhühner mehrere Monate aufbewahren, besonders wenn man sie noch mit Schweinefett oder Butter ein paar Finger breit hoch zu schmelzt. Man giebt sie mit Essig und Oel, mit pikanter Sauce oder als Mayonnaise.

9. Rebhühnerbouletten.

Man nehme auf je zwei Personen ein Rebhuhn, brate es mit frischer Butter, indem man es öfters umdreht und mit dem Jus beträufelt, so lange bis es eine schöne braune Farbe angenommen; sodann hebe man die Hühner aus der Kasserole und lasse sie an einem kühlen Orte vollständig erkalten. Die Sauce oder Jus lasse man etwas abstehen, sondere das Fett von dem eigentlichen Jus ab und thue jedes in eine besondere Tasse oder Gefäß. Wenn die Hühner erkaltet sind, so löse man von jedem recht vorsichtig das Wildpret auf beiden Seiten der Brust, so daß zwei Halbkugeln entstehen. Nun wird alles übrige Wildpret abgelöst und auf ein Hackebrett gelegt, dazu für jedes Huhn zwei bis drei Austern, tüchtig klein gehackt und mit dem kalten, dicken Jus gut durcheinander gemengt. Diese ganze Farce beträufelt man dann mit etwas Citronensaft und läßt ihn einziehen.

Alsdann lege man die Bruststücke zurecht und zwischen je zwei Bruststücke ein Paar Löffel von der Farce, binde das Ganze mit feinem Zwirn zusammen und lasse es in dem unterdessen in die Pfanne gelegten Fett von der ursprünglichen Sauce (es darf aber nicht zu viel sein) rasch noch einmal aufzischen, nehme mit Hülfe einer Pincette die Fäden schnell heraus und lege die Bouletten auf ein Unterbrett von Croutons (gerösteten Semmelscheiben). —

In der im Eingange dieses Abschnittes genannten „Waidmannsküche von L. v. P.“ findet der Leser noch außerdem Recepte von glacirten Rebhühnern, abgekochten Rebhühnern in Chalottensauce, Rebhühnern mit Zwiebeln, mit Sellerie, mit Wachholderbeeren, mit Citronen, kalten Rebhühnern mit Trüffeln, mit Champignons, mit Oliven, mit Sauerkraut, mit Reis,

Rebhühner-Coteletten, Hachis von Rebhühnern mit Eiern, Salmy von Rebhühnern auf verschiedene Art, Rebhühner-Mayonnaise, Omeletten von Rebhühnern, Auflauf von Rebhühnern, Roulade, eingelegten Rebhühnern auf englische Art.

Wir glauben aber, daß die hier angeführten und selbst erprobten Recepte die Bedürfnisse auch eines sehr feinschmeckenden Jagdfreundes vollkommen befriedigen werden, weshalb wir hiermit die „Verwendung des Rebhuhns in der Küche" schließen.

Druck von B. F. Voigt in Weimar.



